

# Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.  
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang.

Angesgeben am 27. Juli 1878. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878.

1878. N<sup>o</sup> 43.

## Erkämpft.

Novelle von M. Frank.

(Zerstückung.)

Nachdruck verboten.  
Gef. v. 11./VI. 70.

Wie verwandelt lehrte Ernst Römer nach Berlin zurück! — Ja, er war ein anderer Mensch geworden! Das fanden nicht nur seine Kameraden, deren munterem Kreise er ferne blieb, und seine schönen Cousinen, die ihn vergebens am Piano oder in der Oper erwarteten, sondern auch seine Vorgesetzten. Er war nie müßig gewesen, er hatte sich nie gehen lassen, aber seine Zeit hatte sich oft in angenehmen, geistigen Genüssen zerplittert — von jetzt ab aber kannte er nur ein Ziel: „Vorwärts, vorwärts zum Oberförster!“ Keiner der jungen Leute erfüllte so gewissenhaft seine Pflichten nach jeder Richtung hin, keiner verbrachte seine freie Zeit so ausschließlich bei den Büchern wie Ernst Römer. Das Lachen war von seinem Antlitz verschwunden und hatte einem Ernst Platz gemacht, der in Melancholie ausgeartet wäre, wenn nicht Julius Sternberg mit treuer Freundeshand dafür gesorgt hätte, daß die Wucherblume nicht zu viele Schößlinge triebe. Sahen die beiden jungen Leute gemüthlich in ihrer Stube zusammen, dann brach wohl der alte Humor, die alte Freundigkeit am Leben wieder einmal durch, und kamen die Briefe von daheim, die nur von dem Glücke der Eltern über Louises und des Kindes Besitz sprachen, und in denen die junge Mutter (Ernst pflog einen eifrigen Briefwechsel mit ihr) nicht genug von den Fortschritten des kleinen Otto erzählen konnte, dann klangen wohl die Gläser aneinander, und die jungen Freunde träumten und planten von einer schönen Zukunft, von Glück und Liebe. Aber nur auf Augenblicke hielt solche Stimmung bei Ernst vor. Sein von Natur verschlossener Charakter, wie das Gefühl seiner Schuld und seiner Verpflichtungen machten den jungen Mann um viele Jahre älter als er war. — Von dem nicht allzu großen Zuschuß der Mutter schickte er, was er irgend entbehren konnte, an Louise, obgleich die Pastorin versicherte, daß Louise vermöge ihrer Kenntniß in allen häuslichen Dingen ließe und durch ihren unermüdblichen Fleiß ihr tausendmal mehr leiste als das Bischofen Essen und Trinken koste, während

sie die Ausgabe für ihre und Ottos Kleidung ja durch den Erlös aus den feinen Stickereien bestreite, die sie für ein Geschäft in G. anfertige. Ernst schrieb, sie möge letzteres sein lassen und sich in den Maifestunden mit Ottos Erziehung beschäftigen. Er schickte ihr Bücher, die sie belehren und fortbilden sollten, und sandte Geld wie zuvor.

Ernst hatte bei seinen alljährlichen Besuchen, die er meist gemeinsam mit Julius unternahm, stets Gelegenheit, zu sehen, wie Louise es verstanden hatte, sich durch ihre Bescheidenheit, ihren treuen ernsten Sinn und ihre Tüchtigkeit die Herzen ihrer Umgebung zu gewinnen. Sie glied eben einem Weibchen, das still im Verborgenen blüht und schafft, und nur, wenn sie mit dem Knaben im Garten um die Wette lief, wenn sie mit ihm schäkerte und spielte, konnte sie laut jauchzen und lachen wie das fröhlichste glücklichste Kind.

In solchen Augenblicken freute sich die gute Frau Pastorin doppelt über ihren Liebling und bedauerte immer wieder von neuem, daß diese Heiterkeit nie zum Ausbruch kam, wenn Ernst zugegen war. Kam er, so opferte Louise alles dem einen Wunsch, ihn inne werden zu lassen, daß das Herz seines Kindes ihm vor allem gehöre; schen und ängstlich zog sie sich in sich selbst zurück, und so oft auch die Frau Pastorin ihr vorstellte, daß dieses dem jungen Manne gegenüber nicht das Rechte sei, sie ließ sich nicht davon abbringen; — der Gedanke, daß sie zu Ernsts Unglück geboren sei, daß sie die Kette sei, die den Adler am stolzen Flug in höhere Sphären hindere, verließ sie in seiner Gegenwart keinen Augenblick, und so schien sie kalt und verschlossen, wo sie so heiß und innig liebte.

Ernst war von ihrer innigen Zuneigung überzeugt; er hatte in tausend kleinen Handlungen Beweise davon, aber er ahnte nicht im entferntesten die Glut und Stärke ihres Gefühls. Wäre es der Fall gewesen, es hätte sich vielleicht sein ganzes Leben anders gestaltet; so aber lernte er von Jahr zu Jahr mehr in Louise nur die Mutter seines Kindes achten



und lieben. — In der Liebe zu Otto standen sie sich immer klar und offen gegenüber. Louise's Briefe flossen über von den innigsten Liebesnamen für den Knaben, und Ernst hatte keine Ahnung davon, daß das gequälte Herz sie eigentlich nur für ihn niederschrieb.

So war Jahr um Jahr verstrichen. Ernst hatte lange Berlin verlassen, hatte bei einem Oberförster den praktischen Dienst erlernt, hatte dann die Forstakademie besucht und schon Reisen als Feldjäger gemacht. Seine einzige Freude und Erholung blieb es aber, wenn er seinen Koffer schnürte und zum Besuch nach Hasselrode fahren konnte. — Er war in die Jahre getreten, in denen ein Mann sich nach einem Wesen sehnt, über das er die ganze Fülle seiner Liebe ausschütten kann, und da ihm Louise immer mehr zu einer Schwester wurde, so hatte er sich gewöhnt, in seinem kleinen, wirklich lebenswürdigen Otto sein ein und alles zu finden.

Otto war der Sonnenschein des Predigerhauses. Stundenlang saß er beim Großpapa und wurde nicht müde, die Bilderbücher zu besehen, die ihm Onkel Ernst geschickt hatte und die der Großpapa nun erklärte. Der Großmutter erzählte er Geschichten, wenn diese keine mehr wußte, und mit der Mama schweifte er durch Wald und Flur. Dann brachte er stets Blumen oder Steinchen mit nach Hause und legte aus ihnen eine Sammlung an, um sie Onkel Ernst zu schenken. — Onkel Julius kam wohl öfter, war wohl auch liebevoll und zärtlich gegen ihn, aber ein Kinderherz unterscheidet scharf. Die Stunde, in der Otto einmal in heller Kinderinnigkeit ausgerufen hatte: „Onkel Ernst, alle haben mich lieb, aber Du am aller, allerliebsten!“ zählte Ernst Römer zu den glücklichsten seines Lebens.

Ernst's Verhältnis zu seiner Mutter hatten die Jahre wenig geändert. Beide standen sich eigentlich fremd gegenüber.

Katherine führte wie vorher die Wirtschaft und war beruhigt über das Schicksal ihrer Tochter, die sie als Näherin bei dem Prediger Sternberg in guten Händen wußte. Freilich bedrückte sie oft die lange Trennung von dem geliebten Kinde, aber überzeugt, daß das Pflichtgefühl jedes andere überwiegen müsse, ließ sie gern die Gründe gelten, mit denen Louise ihr Nichtkommen motivirte.

Leider war im letzten Jahr der Grund von Louise's Seite kein erfundener gewesen. Pastor Sternberg war ernstlich erkrankt und starb, nachdem er ein Jahr dahin gestreckt hatte.

Die Pastorin, die nach ihrem Geburtsland, der Schweiz, zurückkehrte, hatte Louise mitnehmen wollen, aber Ernst hatte energisch dagegen protestirt. Da er hoffte, bald eine Oberförsterstelle zu erhalten, bewog er Louise, sich in E. eine kleine Wohnung zu miethen, wo sie mit Hilfe des Ertrages ihrer Stidereien und Ernst's Zuschuß einen bescheidenen kleinen Haushalt führte.

Nach abjolvirtem Examen hatte Ernst zum ersten Male seiner Mutter seinen Entschluß mitgetheilt, Louise zu heirathen, aber er war damit auf den heftigsten Widerstand gestoßen. Sie erklärte ihm rund heraus, sie wolle davon ein für allemal nichts wissen, und sie war nicht die Frau, die dergleichen zwei Mal zu sagen brauchte. Als Ernst nach Buchenhaide kam, gab sie ihm Katherine, die von nichts ahnte, in der ausgeprochenen Absicht mit, ihm durch die eventuelle künftige Schwiegermutter die Tochter zu verleiden.

#### IV.

Die Briefe, welche Römer in der Hand hielt, mußten sehr gute Nachrichten gebracht haben, denn er sah höchst vergnügt aus und pfliff ein Liedchen vor sich hin, was sonst nicht seine Art war, so daß Katherine ihr altes treues Gesicht von außen durch das geöffnete Fenster steckte, um zu sehen, was es eigentlich gäbe.

Als sie ihren Herrn ruhig am Schreibtisch sitzen sah, ging sie zu Frank zurück, der emsig beschäftigt war, Bohnen in die Furchen zu legen. Katherine trippelte hin und her; ihre alten Beine bewegten sich fast nach dem Takt des gepfliffenen Liedes.

Endlich hielt sie es nicht länger aus. Sie kehrte zum Fenster zurück und sagte mit schüchternen Stimme: „Entschuldigen Sie, gnädiger Herr, aber ich wollte nur fragen, ob Sie

wirklich dabei bleiben, daß das ganze Stück mit Bohnen besetzt wird? Gar zu gern möchte ich doch noch an dem einen Ende ein Blumenbeetchen haben.“

„Mach es, wie Du willst, Alte!“ antwortete Römer vergnügt, „aber Sorge mir für Bohnen, die brauche ich in diesem Jahre.“

Katherine sah ihren Herrn groß an, in so heiterer Stimmung hatte sie ihn seit langen Jahren nicht gesehen.

„Aber wozu brauchen Sie denn Bohnen?“ plagte sie heraus.

„Alles zu wissen macht Kopfschmerzen! Aber glaubst Du nicht auch, daß eine junge Frau Oberförsterin mir gern mein Lieblingsgericht kochen wird?“

„Eine junge Frau Oberförsterin?“

Kauz, da lag die Schüssel mit Bohnen, die Katherine in der Hand hielt, auf der Erde. Nein, solch ein Schreck! Noch nie vorher hatte der gnädige Herr vom Heirathen gesprochen!

„Nun, Katherine, fasse Dich,“ lachte Römer, der durch das Erstaunen der Alten höchst erregt wurde. „Morgen kommt sie noch nicht, aber so Gott will, in ein paar Monaten, und daß sie Dir eine liebe Frau Oberförsterin wird, dafür will ich schon sorgen. Nun laß das verbläbte Gesicht! Gib mir meinen guten Rock und eine reine Halsbinde, ich muß in Geschäften nach Lichterfelde.“

Die Alte that, wie ihr geheißen. Bonnetbräuen standen ihr in den Augen, als sie ihren Liebling hinter der Biegung des Waldweges verschwinden sah.

Buchenhaide war nur eine Meile von Lichterfelde entfernt; wählte man den Fußweg, der quer durch den Wald führte und eine große Biegung der Fahrstraße abschneidete, so konnte ein tüchtiger Fußgänger es in einer guten Stunde erreichen. Römer hatte die Besuche, die er in den letzten vier Wochen öfters dort gemacht, meist zu Fuß abgethatet. Seitdem mehrere Nebelstände zur Sprache gekommen, die während der Verwaltung des vorigen stets kränkenden Oberförsters in Buchenhaide eingerissen waren, und Ernst die auf Erfahrung gestützten freundlichen Rathschläge des alten Kollegen mit Dank angenommen, hatte sich zwischen ihm und Baum bald ein freundschaftliches Verhältnis gebildet, und die freundliche Aufnahme, die er in Lichterfelde stets gefunden, hatte es ihm bald zum Bedürfnis gemacht, die lieben Menschen zu sehen. Die Stunden, in denen er mit Gertrud musizirte, waren Lichtpunkte in seinem einsörmigen Leben geworden, und in heftigeren Schlägen fühlte er sein Herz erbeben, als er sich unwillkürlich bei dem Geständnis ertappte, daß diejenigen noch genußreicher seien, in denen er mit dem alten Elternpaar zusammen ihrem Spiel, vor allem aber ihrem seelenvollen Gesang lauschen konnte.

Hatte sie geendet, so war ihm stets zu Muthe gewesen, als müße er zu ihr gehen und ihr aus der Fülle seines Herzens danken — aber ein unbestimmtes Gefühl hielt ihn stets davon zurück. Nie gab er sich Rechenschaft darüber, denn diese Empfindung wurde so schnell durch den Gedanken an seinen Wirkungskreis und durch die Hoffnung der Erfüllung seines Lebenswunsches verdeckt, daß sie ihm, fiel sie ihm je späterhin einmal wieder ein, wie der Traum aus einer andern unbekanntem Welt erschien.

Heute dachte er nun nicht im entferntesten daran. Seine Gedanken waren bei Louise, vornehmlich bei seinem Knaben und ergingen sich in den schönsten Zukunftsbildern.

„Das ist der erste vernünftige Brief, den ich von ihr erhalten habe,“ murrte er halb laut vor sich hin, „endlich gibt sie nach und läßt ihre alten Gedanken wie: daß die Mutter mir stutzen könne, und daß sie zu dumm und unbedeutend für mich sei, fahren. Ob ich das wohl dem Einfluß der Frau Jordan zu verdanken habe? Ich kenne Louise gut genug, um zu wissen, daß sie kein Wort von unserem Geheimniß verrathen hat, daß sie in deren Augen immer noch eine junge Wittve ist, aber kann die alte Frau ihr nicht klar gemacht haben, daß Otto der männlichen Leitung bedarf? O, daß diese Lüge, diese endlose Lüge doch endlich aufhören könnte, daß wir doch endlich, endlich wieder frei und wahr dastehen könnten! Mein Otto!“ rief er



dann aus, und es lag ein so leidenschaftlicher Schmerz in dem Ausruf, das er selbst im Innersten davor erbeite.

Unter solchen Gedanken hatte er den Bald verlassen und eine abseits stehende Fichte erreicht. Wie freundlich erschienen von hier aus das mit wildem Wein umrankte Oberförsterhaus, die in vollem Frühlingschmuck prangenden Bäume und Sturen! Wie friedlich war es dort, wie rein, wie wahr! Fern blieb hier die Schuld und ihre schreckliche Tochter — die Lüge.

Aber jetzt sollte ja auch für ihn und Louise die Stunde schlagen, wo sie das Bergangene gut machen konnten, so weit es sich gut machen ließ, wo der Frieden einziehen sollte in ihre Brust und sie ihr Haupt wieder freudig erheben konnten. Der Brief des Doktors hatte fast so gelautet, als ob seine Bestätigung als Oberförster schon erfolgt wäre.

Römer riß sich von seinen Gedanken los und eilte dem Hause des Oberförsters zu. Da er diesen in seinem Arbeitszimmer nicht fand, begab er sich nach der Veranda, wo die Familie jetzt viel zu verweilen pflegte. Als er die Hand auf den Drücker der Glashüre legte, glaubte er zu hören, daß die beiden Damen lebhaft debattirten, und die Erregung, in der sich dieselben bei seinem Eintritt sichtlich befanden, bestätigte nur seine Vermuthung.

„Sie kommen gerade zur rechten Zeit,“ sagte Frau Baum, „um zwischen uns als Schiedsrichter zu fungiren. Gertrud behauptet nämlich, daß eine Frau, um eine wirkliche Gefährtin ihres Mannes sein zu können, ebenso gebildet sein müsse wie er. Darnach müßte die Frau eines Arztes ein Gymnasium durchgemacht und Medizin studirt haben.“

Gertrud erröthete über und über.

„Das habe ich nie verlangt,“ sagte sie. „Ich habe nur behauptet, daß ein Mann nicht glücklich sein könne, wenn seine Frau seine Ziele und Bestrebungen nicht verstehen kann. Ich trat für eine ähnliche Bildung ein, nicht für eine gleiche.“

„Darin liegt eben Dein Verthum,“ eiferte Frau Baum, „je unähnlicher eine Frau dem Manne ist, um so besser. Will eine Frau ihren Mann glücklich machen, so muß sie vor allen Dingen häuslich und still sein. Erfüllt sie ihre häuslichen Pflichten, tocht sie ihm — gerade herausgesagt — eine gute Suppe und hält sie ihm Haus und Wäsche in Ordnung, so wird sie ihm lieber sein, als wenn sie ihn mit vielleicht sehr geistreichen Gesprächen plagt, die er ja mit seinen Freunden zur Genüge führen kann.“

„Nein, Mutter,“ rief Gertrud erregt, „darin gebe ich Dir nun und nimmermehr Recht. Nie wird ein wahrhaft bedeutender Mann sich damit zufrieden geben, daß seine Frau in eng beschränktem Sinne glücklich ist, wenn sie seine leibliche Pflege besorgen kann. Er wird verlangen, daß sie auch seine geistige Gefährtin sei, daß sie befähigt sei, theilzunehmen an allem, was seinen Geist bewegt und sein Herz erfüllt. Stöht er in den Dingen, die sein Interesse erst ganz in Anspruch nehmen, die den besten Theil seines Seins bilden, bei ihr auf stumpfe Gleichgültigkeit, so wird er zugleich mit seinem Interesse auch seine Liebe von ihr abwenden. Um seiner Suppe und seiner Wäsche willen braucht er kein Weib, denn die eine kann ihm die Köchin bereiten und die andere eine Näherin in Stand halten. Das, was er sucht, ist die gleichgestimmte Gefährtin, die ihm in allen Dingen zur Seite stehen kann und will, und wehe ihr, wehe auch ihm, wenn er das nicht findet!“

Gertrud hatte gesprochen, wie es ihr der erregte Sinn eingab. Erst als sie geschlossen hatte, fiel es ihr ein, daß ihre Worte auch noch von einem Fremden gehört worden waren, und sie blickte verwirrt zu ihm hinüber. Aber wie erschraf sie, als sie bemerkte, daß er freibleich geworden war. Und doch lag auch wieder in seinen groß auf sie gerichteten Augen ein Ausdruck, der sie mit innerster unerhörter Wonne erfüllte. Sie erhob sich rasch und eilte davon. Sie mußte allein sein mit ihrem Schreck und ihrer Wonne.

Römer gab sich die größte Mühe, seine Erregung zu beherrschen, aber seine Antworten waren kurz und zerstreut und befriedigten Frau Baum nur wenig. Nach einiger Zeit stand

er auf und wollte sich verabschieden, aber die alte Dame ließ das nicht zu.

„Mein Mann würde es mir nie verzeihen,“ sagte sie, „wenn ich Sie vor seiner Rückkehr fortgehen ließe.“

„Wohlan,“ erwiderte er, „so will ich an die Gartenpforte gehen und nach Herrn Baum anschauen.“

Von der Gartenpforte aus ließ sich nichts sehen, Römer bog daher in die Buchenallee ein und schritt langsam zwischen den ergrünenden Bäumen dahin. Vor einer lustigen kleinen Fliederlaube blieb er stehen. Er entsann sich, vom Oberförster gehört zu haben, daß dieselbe Gertruds Lieblingsplätzchen sei, und die hochstämmigen Rosen, die die Laube umgaben, von ihr eigenhändig gepflanzt seien. Hierher also zog sich Gertrud zurück, wenn sie allein sein wollte! Römer nahm auf der kleinen einfach gezimmerten Holzbank Platz, stützte den Kopf in die Hand und versank in tiefes Sinnen.

„Wahrhaftig, ich glaube, ich schwärme!“ rief er plötzlich aus und griff, um seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, mechanisch nach dem Buche, das auf dem kleinen viereckigen Tische vor ihm lag. Es mußte ein Zeichenbuch von Gertrud sein, denn als er den Deckel aufschlug, gewahrte er auf der ersten Seite die getreue Copie des Oberförsterhauses in Lichterfelde und darunter die Verse:

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesah,  
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand,  
Sei immerhin unscheinbar, unbekannt,  
Das Herz bleibt doch vor allem dir gewogen,  
Zieht überall zu dir sich hingezogen.

Das zweite Blatt zeigte eine Fichte. War es nicht diejenige, welche dort oben stand, von deren Fuß aus er hinaus geschaut hatte auf die lachende Welt?

Unter der Fichte stand das bekannte Heinesche Gedicht vom Fichtenbaum und der Palme.

Er verweilte länger bei diesem Bilde als beim ersten. Das Gedicht schien ihm viel zu denken zu geben.

„Wäre es möglich,“ flüsterte er kaum hörbar, „daß ihr Herz in der Ferne gefesselt ist?“

Kast gewaltsam mußte er sich zum Umschlagen zwingen. Da — ein leiser Ausruf entfuhr seinen Lippen — war das nicht das Haus seines Försters? Er hatte sich so oft über das Glück dieser Familie gefreut, und es rührte ihn, daß auch Gertrud die warme Liebe, die aus diesen Menschen sprach, richtig erkannt hatte. Die beiden Eheleute und das zappelnde Kind waren dargestellt, wie sie lebten und lebten.

Römer blätterte weiter. Ein Bouquet Schneeglöckchen, zierlich mit grünen Blättchen umgeben, lachte ihm entgegen. Unter dem Bilde standen die Anfangsworte eines Verses:

Der Strauß, den ich gepflüdet,  
Grüß —

Ernst kannte seinen Goethe zu gut, um nicht zu wissen, daß dies der Anfang von einem seiner Gedichte war, aber er konnte, so viel er auch nachdachte, sich nicht auf den Schluß besinnen. Er erhob sich endlich und kehrte in das Haus zurück.

In der Veranda fand er nur Frau Baum; er verabschiedete sich schnell, versprach morgen wieder zu kommen, um mit ihrem Mann das Geschäftliche zu besorgen, und hemmte seinen eiligen Schritt nicht eher, als bis er bei der Fichte angelangt war. Dort wandte er sich um und sandte tausend innige Grüße nach dem lieben Oberförsterhause hinüber.

Als er spät abends nach Hause kam und die alte treue Katherine erschreckt vor seinem verstörten Aussehen zurückwich, achtete er ihrer nicht, schritt hastig in sein Zimmer, holte Goethes Gedichte aus dem Bücherschrank und las immer und immer wieder:

Der Strauß, den ich gepflüdet, Ach, wohl eintausendmal,  
Grüß dich vieltausendmal. Und ihn ans Herz gedrückt,  
Ich habe mich oft gebüdet. Viel hunderttausendmal!

„Dachte ich es mir doch!“ rief er aus, und es war schwer zu unterscheiden, ob es nicht doch wie Jubel in seiner Stimme lag: „Sie hat mich geliebt vom ersten Augenblick an, da sie mich gesehen hat! Der Schneeglöckchenstrauß ist das Bild dessen, den ich damals so unhöflich zurückwies! O, wo habe ich nur meine Augen gehabt! Gertrud, Gertrud!“



Er warf sich aufs Sopha und barg sein Gesicht in beide Hände. Katherine hörte ihn dann noch stundenlang in seinem Zimmer rastlos auf und nieder schreiten, endlich wurde es still. Ein geheimer Beobachter hätte wahrgenommen, wie Römer das Kästchen heranzunahm, Louise's Porträt schnell verdeckte, als thue es ihm weh, und das Bild seines Kindes mit tausend Küssen bedeckte.

## V.

Am andern Morgen erschallte kein fröhliches Lied in Buchenhaide. Katherine hatte nur einen Blick in die Stube ihres Herrn geworfen und an seiner finsternen verschlossenen Miene erkannt, daß es heute gerathener sei, ihn ruhig seine Wege gehen zu lassen.

Römer stand am Nachmittag an seinem Schreibtisch. Die Feder in der Hand, blickte er gedankenvoll vor sich nieder. Die Papierschnitzel, die zerstreut neben ihm auf dem Fußboden lagen, zeigten, welch ein hartes Schicksal schon einen Brief gestroffen und der, den der junge Mann jetzt vor sich liegen hatte und mit gesunkener Stirn überflog, schien auf kein besseres hoffen zu können, denn er zerschnitterte ihn ungestüm in seiner Hand, indem er ausrief: „Unfinn, Ernst! Bist Du nicht ein Mann? Und hast Du nicht Dein ganzes Leben lang bewiesen, daß Du kein Mohr bist, welches sich vom Winde hin und her schaukeln läßt? Was soll der Oberförster, was soll Gertrud von Dir denken, wenn Du mit einem Male fortbleibst? Du hast versprochen, heute zu kommen — gehe auch!“

Er griff nach Hut und Stock, nickte Katherine freundlich zu und verließ Buchenhaide. So viel Gewalt er sich aber auch anthun mochte, sein Herz klopfte immer stärker, je näher er Lichterfelde kam. Da lag das Oberförsterhaus wieder vor ihm — und wie von brennender Sehnsucht getrieben, eilte er ihm entgegen.

Es war ein Glück für ihn, daß Herr Weiher, ein Besizer aus der Umgegend, zum Besuch da war und die Herren sich früh an den Kartentisch setzten, sonst wäre es ihm schwer gewesen, sein leidenschaftlich anwallendes Gefühl ganz zu beherrschen. Er blickte, sobald er es unbeobachtet thun konnte, zu Gertrud hinüber. Sie erschien ihm heute lieblicher als je.

Der Oberförster nickte ihm mit seiner Einförmigkeit und seiner Unaufmerksamkeit beim Spiel. Er entschuldigte sich mit heftigen Kopfschmerzen und verließ das gastliche Haus früher als gewöhnlich. Auf dem Heimwege sah er den festen Entschluß, es künftig so viel als möglich zu vermeiden. Ach, dem Hause konnte er entfliehen, nicht aber den Gedanken, den Wünschen seines Herzens, die ihn allezeit begleiteten. Er liebte zum ersten Mal in seinem Leben — das fühlte er, und doch mußte er sich sagen, daß er nicht lieben durfte, daß die Vergangenheit ihn für immer von der ersehnten Zukunft scheidet.

Römer war seinem Voratz treu geblieben. Seit vier Wochen hatte er die Oberförsterei in Lichterfelde nicht mehr betreten. Um sein Ausbleiben nicht gar zu auffällig zu machen und Baum, dem er herzlich zugethan war, nicht zu betrüben, hatte er es in der ersten Zeit so einzurichten gewußt, daß er ihn auf dem Felde traf, um dort mit ihm alles Geschäftliche zu besprechen. Baum war auch mehrere Male auf ein Ständchen in Buchenhaide gewesen, da aber Römer jede Einladung ablehnte, so hatte nach und nach der freundliche nachbarliche Ton bei dem Alten einer piquirten Reizbarkeit Platz gemacht. Er hatte dann deutlich gezeigt, daß er Römer aus dem Wege gehe, und seit acht Tagen hatten sie sich weder gesprochen noch gesehen.

Ernst litt mehr darunter, als er sich eingestehen wollte, und wenn er seine geliebte Violine, die treue Gefährtin aller Stürme der letzten Jahre, nicht gehabt hätte, wer weiß, ob er nicht doch einmal wieder nach Müge und Stock gegriffen und nach Lichterfelde gepilgert wäre. So aber half sie ihm das ungestüme Herz beschwichtigen.

Als er eines Abends von einem langen Spaziergang heimkehrte, fand er Katherine und Franz eifrig damit beschäftigt, Holzpfähle zu einer Laube einzuschlagen. Erstere erinnerte ihn dabei an die versprochene Frau Oberförsterin. Es

fiel ihm schwer auf die Seele, wie für die mächtigere profane Louise eine solche gebrechelte Laube wohl passe, während Gertrud sich nur in einem düstigen freien Niederbosquet wohl fühlen könne. Es sah ihn eine so große Sehnsucht nach einem ähnlichen Plätzchen, daß er am nächsten Tage selbst Hacke und Spaten hervorholte, die Bank und das Tischchen zimmerte, selbst zum Gärtner nach der Stadt fuhr und herrliche hochstämmige Rosen aussuchte.

An diesem Plätzchen konnte man ihn abends stundenlang auf seiner Violine spielen hören.

Die Zukunft hatte fast jeden Reiz für ihn verloren, nur wenn Louise's Briefe kamen, die wie immer bogenlang von dem gemeinsamen Liebling handelten, flog ein freudiger Zug über sein Antlitz. Er selbst schrieb jetzt öfter als je an sie, wollte er sie doch nicht entgelten lassen, was sie unschuldig zu ertragen haben würde, denn wenn er ihr auch in den letzten Jahren nie von Bräutigamsliebe geredet, so hatte sie doch, das fühlte er wohl, noch vor einigen Wochen eine viel innigere Zuneigung bezeugt, als er ihr jetzt zu geben im Stande war. Aber die Briefe an Louise waren ihm mehr eine Qual als ein Genuß. Indem er fühlte, daß er jedes Wort auf die Goldwaage legen müsse, um ihr sein Geheimniß nicht zu verrathen, kam es ihm doppelt zum Bewußtsein, wie geistig fern ihm das Mädchen stand, welches er doch in wenigen Wochen als seine Gattin heimzuführen gedachte.

Solche Gedanken gingen dem jungen Manne durch den Kopf, als er an einem etwas regnerischen Funitage durch den Wald schritt. Sie mußten ihn sehr in Anspruch genommen haben, denn er hörte den Hufschlag eines Pferdes erst, als Baum unmittelbar neben ihm hielt.

„Halloh, Nachbar Römer, findet man Sie so! Nun, nichts für ungut, ich wollte nur sagen — meine Alte schickt mich her. Wissen ja, wie so Frauen sind, die ihren Mann unterm Pantoffel haben! — Die Alte hat sich nun einmal eingeildet, Sie hätten uns damals beim Kartenspiel etwas übel genommen und glaubt mir nicht, wenn ich ihr auch tausendmal sage: „Alte, ich wette zehn zu eins, das ist nicht der Fall! Der Nachbar hat Familiengeschichten und Amtsräger im Kopf, darum ist er so finster!“ — Nun heraus mit der Sprache! — Nicht mit den Familiengeschichten,“ fügte er freundlich hinzu, als er Römers verlegenes Gesicht bemerkte, „da menge ich mich nicht hinein, nein, die Kartengeschichte! Gingen Sie deshalb so früh fort und sind Sie deshalb solch ein Griesgram, weil ich ein Wort zu viel gesprochen habe?“

„Aber, Herr Oberförster, wo denken Sie nur hin! Von Ihnen und Ihrem Hause ist mir nichts als Liebes und Gutes widerfahren.“

„Nun, warum kommen Sie denn nicht mehr, he? Warum lassen Sie Freunde entgelten, was andere dumme Menschen Ihnen angethan haben? Nun, nichts für ungut, kommen Sie heute Nachmittag zu einer Whistpartie; es regnet ohnehin so stark, daß man das Bißchen Heu doch nicht einfahren kann. Nachbar Weiher kommt auch, und dann bleibt alles beim Alten, he?“

Er streckte dem jungen Manne treuherzig seine Hand vom Pferde entgegen.

Römer konnte nicht anders, er mußte einschlagen, und als Baum nach einer halben Stunde zurücktrat, schieden sie wieder als die besten Freunde.

Also heute sollte er Gertrud wiedersehen? — Als er nachmittags vor dem Spiegel stand, um seine Toilette zu machen und ihm sein verändertes Aussehen, die Blässe seiner Wangen so recht zum Bewußtsein kam, strich er sich heftig mit der Hand über die Stirn: „Fort, Ernst, mit allem, was dahinter hämmert und zuckt! Denke daran, daß Du ein Mann bist, und daß ein solcher sein Wort halten muß.“

Er ließ anspannen und fuhr nach Lichterfelde. Er wollte ihr ruhig gegenübertreten, und doch schlug sein Herz so mächtig, als wenn es springen wollte.

Er stand vor ihr — schaute wieder in ihre Augen wie damals zum ersten, einzigen Mal an dem verhängnißvollen Nachmittag auf der Veranda. Jetzt blickte ihm kein freundiges Erschrecken



tsaiische  
ährend  
wohl  
nach  
selbst  
schien  
herr:

erlang

t, nur  
g von  
r Zug  
an sie,  
big zu  
legten  
doch,  
unigere  
war.  
al als  
ni die  
u ver:  
g fern  
Wochen

ch den  
ch den  
ommen  
, als

nichts  
h her.  
Pan:  
t, Sie  
ommen  
sage:  
Der  
darum  
Nicht  
als er  
nicht  
s früh  
ch ein

Bon  
Gutes

darum  
nischen  
n Sie  
hin so  
kann.  
beim

o vom

nd als  
wieder

ls er  
te zu  
seiner  
g mit  
s da-  
Mann

wollte  
ichtig,

amals  
mittag  
reden



Die Fischotter im Zellereisen. Originalzeichnung von J. Specht.



entgegen — es lag eine so flehende Bitte, so inniges Mitleid in ihnen, daß es ihn mehr rührte als tausend bittere Vorwürfe. Auch sie hatte in diesen vier Wochen gelitten. Das sah er an ihren gebleichten Wangen, das fühlte er aus den Antworten heraus, die zwar freundlich und heiter auf die Redereien ihres Vaters eingingen, aber nicht mehr von dem ungetrübten Jugendmuth von ehemals zeugten. Es lag ein Schmelz, ein Schleier über ihrem ganzen Wesen, der sein Herz mit tausend Banden zu ihr zog.

„Sie liebt mich, sie liebt mich!“ rief es fort und fort in ihm.

Die heftigen Kämpfe, die er in den letzten Wochen bestanden, waren aber doch nicht vergebens gewesen; er hatte mehr Gewalt über sich gewonnen, er konnte sich wenigstens äußerlich ganz beherrschen.

Er spielte so aufmerksam, daß er manches Lob vom Oberförster erntete, und schon glaubte er, das Schlimmste überwunden zu haben, als Baum seiner Tochter, die in der Nebenstube geblieben war, zurief, sie möge ihnen doch etwas voringen, da dann das Kartenpielen noch einmal so gut gehe. Sofort erschien sie auf der Schwelle.

Sie setzte sich ans Klavier und sang mit weicher und doch voller Stimme eines von Ernsts Lieblingsliedern.

Ernst nahm sich gewaltig zusammen, aber er konnte doch nicht verhindern, daß er von Minute zu Minute blässer wurde. Sie blickte auf, schlug einige Akkorde an und begann dann mit tiefgerötheten Wangen das Heinesche Lied:

Ich hab' im Traum geweinet,  
Mir träumte, du lägest im Grab,  
Ich wachte auf und die Thräne  
Stoß von der Wange herab.

Ich hab' im Traum geweinet,  
Mir träumt', du vertiefeest mich.  
Ich wachte auf und ich weinte  
Noch lange bitterlich zc.

Der Robber war glücklich zu Ende. Es hielt Ernst nicht länger am Spieltisch! Leise trat er in den Schatten, um unbemerkt Herr seiner Bewegungen zu werden.

„So geht es nicht länger, sie wird ebenjo unglücklich wie du; du mußt sie retten.“

Erfüllt von diesem Gefühle schritt er dem Klavier zu. Sie hatte eben geendet und schaute furchtsam und besangen zu ihm auf.

Er nahm ihren Platz ein und sang mit voller herzerzweifelnder Stimme:

Es ist bestimmt in Gottes Rath,  
Daß man vom Liebsten, was man hat  
Muß scheiden! ja scheiden! zc.

Eine lautlose Stille umgab ihn. — Er hatte sein Herz beruhigt und vermochte es, nachher ein gleichgültiges Gespräch mit Weiber anzuknüpfen. Mit den schlichten Anfangsworten des Liedes glaubte er Gertrud klar gemacht zu haben, wie bitteren Kampf es ihm gekostet habe, sie aufgeben zu müssen, wie er aber nicht anders könne. Er beobachtete nicht, daß der Schluß des Liedes eine ganz andere Deutung zuließ:

Dann sagen sie

Auf Wiederkehr, auf Wiederkehr!

halte es in Gertruds Herzen wider. Es gibt noch eine Klippe, die ihn von mir trennt, aber das Wiedersehen wird kommen. Geduld, mein thörichtes Herz, Geduld!

An diesem Abend ging Römer nicht stundenlang in seiner Stube auf und nieder — holte nicht seine Violine hervor — und küßte nicht das Bild seines Kindes! — Er hatte jetzt erfahren, daß es nur sein eigener Wille vermochte, die lodrende Flamme zu dämpfen — ausgelöscht konnte sie, wie er glaubte, nie mehr werden!

(Fortsetzung folgt.)

## Bilder aus den Sevennen.

Von A. Ebrard.

Nachdruck verboten.  
Jes. v. 11. / VI. 70.

### IV. Landleben in den Sevennen.

Alpinisch ist der Charakter der Berge und Thäler in den südlichen Sevennen, aber nicht der der Dörfer und ihrer Bauart. Schmucke Schweizerhäuser, von Holz gezimmert, mit überhängendem Dach und niedlich geschnittenen Galerien würde man dort vergeblich suchen. Selbst mit unsern deutschen Bauernhäusern haben die der Sevennen keinerlei Ähnlichkeit. Statt der hohen Giebel ein beinahe flaches Dach mit stumpfer Firkle; statt der behaglichen Ausdehnung in die Breite ein gedrängtes Streben in die Höhe, statt des Balken- und Riegelwerks ein trozig-massiver Steinbau, grau und mit unbeworfenen Wänden. Wie Burgen sehen diese aneinander gedrängten Häuser aus. Man muß nicht etwa meinen, daß dies seit dem Sevennenkriege so geworden sei, und man solche Bauart etwa darum gewählt habe, um sich vor feindlichem Angriff zu sichern; während des Sevennenkrieges ist nichts gebaut, nur stückweise viel zerstört worden. Aber als der blutige Montrevel den Befehl gab, fünfshundert Dörfer der nördlichen Sevennen der Erde gleich zu machen, da rapportirten ihm seine Offiziere, daß das nicht so schnell gehe, daß die Zerstörung jedes einzelnen Hauses einen geschlagenen Tag in Anspruch nehme, weil die Häuser aus mächtigen massiven Mauern und Gewölben beständen. Man nahm seine Zuflucht zum Feuerbrand, aber auch das Feuer fand wenig mehr zu zerstören als den Dachstuhl.

Die Ortschaft, wo ich wohnte, gehört zu den vielen, die unzerstört geblieben; sie liefert gleich vielen anderen den Beweis, daß diese Bauart die alte und ursprüngliche und von jeher in den Sevennen heimisch gewesen ist. Was Wunder? ist sie doch durch die Natur bedingt. Der Mangel an Bauholz — denn die immergrüne Eiche mit ihren dünnen Stämmen reicht noch nicht zum Brennholz hin — und der Ueberfluß an festem Gestein mußten zum Steinbau führen, und der Mangel an ebenem Raum zum Aufstürmen der Gebäude in die Höhe. Erwägt man noch, daß der Sevennenbauer kein Getreidebauer, sondern ein Seidenbauer ist, so begreift man, daß das Bedürfniß der geräumigen Scheune neben dem Wohnhause hinwegfällt. Etwas Weizen baut allerdings so ziemlich ein

jeder auf irgend einer seiner Terrassen unter den Maulbeerbäumen, aber nur so viel, als er für den eigenen Brotbedarf nöthig hat; bei weitem die meisten Terrassen sind mit dem Hauptnahrungsmittel, dem Gemüse, d. h. mit Auberginen, Chicorees, Lattig, Endivien, Bohnen und mit dem nennbedürftlichen Poivron bepflanzt — oder mit Wein. Zum Dreischen des Weizens befindet sich unter freiem Himmel, bald neben oder hinter dem Hause, bald außerhalb des Dorfes, eine mit Steinen oder gegossener Masse belegte, meist kleine Tenne. Die Häuser stehen möglichst zusammengedrängt; wo ein Hof vorhanden ist, ist er sehr klein und eng. Eine einzige enge, gepflasterte Gasse zieht sich zwischen den Häusern durch, niemals in gerader Flucht, sondern, um mit möglichster Raumersparniß an allen Häusern vorbeizukommen, windet sie sich in gebrochener Linie jetzt rechts, jetzt gerade aus, jetzt wieder links um die Ecke, und macht so die Anlage von Quergassen überflüssig. Und um mit dem Ungenehmen das Nützliche zu verbinden, bildet diese Gasse bei etwas abhängigem Boden stellenweise auch den natürlichen Abfluß zwischen einer höher und einer niedriger gelegenen Düngrstätte.

In der Regel, und wo irgend der Raum es gestattet, hat das Haus eine Galerie (auch Terrasse), d. h. einen steinernen Vorsprung mit niedriger steinerner Brustwehr, der auf gewölbten Bögen ruht und zu dem eine Steintreppe von außen hinaufführt. Unter den gewölbten Bögen sind die Eingänge in die Schwein- und Ziegenställe, die das Erdgeschloß einnehmen. Ueber die Galerie geht der Eingang in die oben befindliche Wohnung der Menschen. Die Galerie selbst bildet schon einen wesentlichen Theil derselben; hier ist, wenn nicht gerade die Sonne darauf liegt, die Familie versammelt zu gemüthlichem Gespräch in Feierstunden, zu häuslichen Arbeiten, zur Ruhestunde am Abend; hier putzt die Hausfrau ihr Gemüße, hier reinigt sie am laufenden Brunnen, der hier oben sich befindet, ihr Koch- und Eßgeschirre. Hier saß ich oft am Morgen und am Abend und konnte mich nicht satt sehen an der Aussicht in die Berge, die frei vor mir lag. Von der Galerie aus führt eine Thür, die bei Tage stets offen steht



und nur mit einem Vorhang von gröberem oder feinerem Linnen verhängt ist, in die fensterlose Wohn- oder Küchenube. Gestelle mit blinkenden Schüsseln, Tellern, metallenen und irdenen Küchengeräthe an der Rückwand der Stube glängen dem Eintretenden entgegen; vor ihnen in der Ecke steht der große Esstisch mit den erforderlichen strohgedeckten Stühlen; in einer der Seitenwände befindet sich der Kamin mit Schlotmantel und dem nur zwei Handbreit über dem Fußboden erhöhten Herd, auf welchem den ganzen Tag über ein kleines Kohlenfeuer unterhalten wird, um jeden Augenblick lochen oder bräuen zu können, was nöthig sein sollte. Dieser Herd ist denn auch der Lieblingsplatz der niedlichen Mädchen, die in keinem Hause fehlen, und die in Reinigung der Gefäße die Hausfrau nach Kräften unterstützen. Der Fußboden ist hier und in allen Gemächern mit Steinplatten oder Steinguß gepflastert. Die Wände sind beworfen und verputzt, nie vom Lächer angestrichen, wohl aber oft mit Bildern, Photographien und dergleichen geschmückt. Selten fehlt im Hintergrunde neben dem Küchengestell die mächtige würdige Standuhr, meist ein altes Familienerbstück; die Gewichte laufen in breitem, mit Schmitzwerk verzierten Kästen verborgen; die mächtige Messinglinse des Pendels schwingt hinter einer Glascheibe.

Zur Rechten und zur Linken führen Thüren — meist auch nur mit Lächern verhängt — in andere Stuben, die je nach Bedarf als Schlafgemächer oder Arbeitszimmer oder Besuchszimmer verwendet, immer aber sehr einfach gehalten sind. Diese Gemächer haben kleine, nur aus einem Flügel bestehende Fenster, während die Küchenube nur durch die Thür ihr Licht empfängt. Aber auch vor jenen Fenstern sind die Läden meist geschlossen. Das Bestreben, die Hitze abzuhalten, läßt nicht nur auf dem Lande, sondern auch in den Städten die Leute in beständiger Dunkelheit hausen; selbst im prächtigen Hotel Manivet in Nismes verzehrten wir das Dejeuner bei geschlossenen Läden oder dicht verhängten Fenstern in einer wahren Götterdämmerung, an die sich das Auge mühsam gewöhnen mußte, um Knochen von Fleisch unterscheiden zu können.

Ueber der geschilderten Beletage mit ihrer nach Bedarf größeren oder geringeren Anzahl von Vorder- und Hinterstufen befindet sich nun noch mindestens ein höheres Geschloß auf steiler Holzterrasse zugänglich, welches weitere Schlaf- oder Arbeitsräume, namentlich aber den Raum für die Zucht der Magnacs, der Seidenwürmer, oder auch die Vorrathskammern der Cocons enthält.

Schauen wir uns nun das Leben in diesen Räumen an. Der Sevenole ist im Durchschnitt schlank, hoch, muskelkräftig, der Gesichtsausdruck intelligent und geistig gewedt, die Gesichtsbildung angenehm; ich bin vielen wahrhaft schönen Jünglings- und Männerköpfen und ausdrucksvollen Greisengesichtern begegnet. Die Hautfarbe ist nicht so gebräunt, als man bei der großen Hitze erwarten sollte. Die Tracht der Männer ist die gewöhnliche: Hemd, Beinkleider von einem Gurt gehalten, ein Rod. Bei der Arbeit im Freien bleibt der Rod bei den Knechten, seltener bei den Herren, weg. Die Frauen lieben dunkle Farben, Kleider von dunkelblauem Zeug und saubere weiße Hauben. Ob dies alles auch von katholischen Gegenden gelte, vermag ich nicht zu sagen; die Gegend, in der ich mich aufhielt, war fast ausschließlich reformirt; doch entsinne ich mich, daß auch die katholische Wirthin auf der Seyre raide das dunkelblaue Kleid trug. Seltsam und unschön ist die Tracht der jüngeren Mädchen bis etwa zum 15. Jahre; das Haar ist kurz geschoren, und ein tailliertes sackähnliches Gewand hängt über dem Unterleib. So sah ich auch in Nismes die Mädchen zur Schule gehen.

Arbeit ist des Sevenolen Lösung; fleißige strenge Arbeit von früh bis in die Nacht. Um 4 Uhr morgens beginnt das Tagewerk; bald nach 8 Uhr abends geht man zu Bette. Die Arbeit ist groß und mannichfaltig; es müssen zur Zeit der Seidenwürmer die Zweige von den Maulbeerbäumen geschnitten, den Wärmern vorgelegt, die Horden von Urath gereinigt — es müssen die Cocons abgeseien, im Ofen getödtet, gesammelt werden. Doch das alles ist leichte Arbeit. Weit mühevoller ist die Bepflanzung und sichte Bewässerung der Terrassen, das

Einbringen des Ertrags, das Beschaffen von Brennholz, dazu die Kultur der Weinberge; das erfordert unaußhörliches Steigen und Klettern auf entsetzlich steilen, steinigten, mäheligen Wegen und bei großer Hitze. Zur Bewässerung dienen Reservoirs, in welchen das Wasser der Quellen, die sich bis nahe den Gipfeln finden, gesammelt wird. In sechs bis acht Stunden hat sich ein solches Reservoir gefüllt. Dann wird ein Zapfen ausgehoben; das Wasser schießt in Cascaden von Terrasse zu Terrasse, das Land in zweckmäßig angelegten Rinnen durchströmend; das würde aber nicht hinreichen; der Landmann schleudert mit tiefbauchiger hölzerner Schaufel das Wasser aus den Rinnen über die ganze Pflanzung hin, oft in gewaltige Entfernung hinans; dies erfordert nicht nur große Uebung und Geschicklichkeit, sondern auch große Anstrengung.

Bei solcher Thätigkeit hat der Sevenole denn auch gehörigen Hunger. Er ißt viel, aber seine Kost zeichnet sich mehr durch Quantität als durch nahrhafte Qualität aus. Gemüse, Vegetabilien sind seine Hauptnahrung. Rindfleisch und Kuhmilch sind völlig unbekannt, auch in den Städten, obwohl auf den höchsten Bergen einiges Rindvieh gezüchtet werden soll. In Balleraque sah ich in der That einmal vier Stück Ochsen im Bette des Clairou; ich sah sie — ich gesehe es — mit blutgerigen Gedanken, aber es half mir nichts. Einmal in der Woche, am Freitag, wird in diesem Städtchen von 5000 Einwohnern ein Kalb geschlachtet, um am Sonntag die Tafel im Hotel mit dem Lederbissen eines Kalbsbratens und einer tete de veau zu versehen; die gewöhnliche Fleischkost ist mouton und lapin, aber auch diese verirrt sich aufs Land nur selten. Eingepökeltes Schweinefleisch, auch in Gestalt einer als Fricandeau bezeichneten scharfgewürzten Wurst ist die einzige Fleischkost des gewöhnlichen Bauern und seiner Knechte.

Am Morgen, ehe er an die Arbeit geht, trinkt er Ziegenmilch, etwa mit Kaffee gelblich gefärbt. Gegen neun Uhr kommt er zum ersten Imbiß heim. Der Herr mit seinen Knechten setzt sich an den Tisch; die Hausfrau oder Tochter bringt eine große Schüssel abgeseierten Gemüses — grünes Blattwerk aller Art, Lattich, Chicorees u. dgl. Da wird nun eingehaun und in behaglicher Ruhe die große Schüssel nebst einem Laib Weizenbrotes, dessen Rinde felsenhart und dessen Krume frohdürr ist, vertilgt, und große Quantitäten des herrlichen frischen Quellwassers dazu getrunken. Ein tüchtiges Stück demi-fromage bildet den Schluß dieses Mahles. Demi-fromage wird der einfache, sehr schmackhafte Ziegenkäse genannt, im Gegensatz zum Roquefort (ebenfalls einem Produkt der Sevennen), welcher letztere mit Kräutern (oder nach einer mir nicht sehr glaubwürdigen Aussage mit verschimmelten Broten) gemischt ist.

Nach drei Stunden abermaliger Arbeit folgt um Mittag das eigentliche Dejeuner. Einen wesentlichen Theil desselben bildet eine Schüssel in Wasser oder Milch gestottener Kastanien. Diese vertreten die Stelle unserer Kartoffeln; man trodnet Vorräthe für das ganze Jahr. Die Kastanie gilt als gemeine schlechte Kost. Ein Fremder muß um ein Gericht Kastanien bitten, sonst würde man nicht wagen, sie ihm vorzusetzen. Aber auch die wirkliche Kartoffel wird gebaut und bildet gelegentlich einen Theil des Dejeuner. Außerdem gehört dazu Salat, wohl auch etwas Schweinefleisch, namentlich aber Gurken und ein Glas des trefflichen rothen Landweines.

Die Gurken werden auf sehr einfache Art gegessen. Sie sind im grünen ehbaren Zustand wohl noch einmal so groß als bei uns. Wenn der jüngste Sohn meines Verwandten, ein achtfähriger munterer Knabe, des Nachmittags in die Stube trat, so war eine Gurke sein regelmäßiges Bieruhrbrot, nämlich eine Gurke ohne Brot. Er schälte die Frucht, schnitt sie der Länge nach in vier Stücke, schabte Saft und Kerne hinweg, taunte Stück um Stück in Salz und biß hinein wie in einen Apfel mit einem Behagen, das meinen wahren Reiz erweckte.

Das Diner, abends sieben Uhr, beginnt in besseren Häusern mit einer Bouillon de mouton mit eingeschnittenem Brot oder Suppentieg. Schweinefleisch oder als Luzzus Hammelscotelettes oder Lapin, und abermals Gemüse vollenden die Mahlzeit. Die Bohnen sind trefflich zart und schmackhaft; als besondere Delikatesse gilt aber die Aubergine, die länglich



keulenförmige Frucht des Solanum melongena. Die schwarzblauene Schale wird entfernt, die Frucht in Scheiben geschnitten und mit Tomaten und anderem Gewürz gedämpft. Ob dies Gewürz oder ob meine allgemeine Appetitlosigkeit Schuld war, daß ich diesem vielgerühmten Gerichte keinen Geschmack abgewinnen konnte, weiß ich nicht; mir schien es unangenehm säuerlich und scharf zu schmecken.

Die Einrichtung einer Filature zu beschreiben, liegt außer meiner Aufgabe; wer je in Oberitalien gewesen, der kennt ihre Einrichtung und — ihren Geruch, diesen faulig-süßen Geruch, den so und so viel tausend im siedenden Wasser sich auflösende Chrysalidenleichen ausströmen. Anfangs wurde es mir schwer, auf einige Augenblicke in der Filature zu verweilen; allmählich gewöhnte ich mich daran und brachte ganze Stunden darin zu.

Gar viel verkehrte ich mit den Einwohnern der Ortschaft. Schon der Aufenthalt auf der „Terrasse“ führte zu häufigen Berührungen mit den Nachbarn. Es war an einem Sonntag gegen Abend, als ein Jammergeschrei uns erschreckte; eine der Filicinen kam daher, ihren zweijährigen regungslosen Knaben über der Schulter hangend; „el es tombad“ rief sie ihrem Manne entgegen; der Hinterkopf des Kindes war voll Blut; wir alle liefen die Steintreppe hinab, in der Angst, das Kind sei etwa von einer der Terrassenmanern des Berges herabgestürzt. So Schlimm war es Gott Lob nicht; der Kleine war gestolpert und rücklings mit dem Kopf auf ein scharfes Steinchen gefallen; es war eine bloße Hautwunde. Den andern Morgen lief der kleine Alexandre wieder in der Nähe der Filature umher. Ich wurde bald gut Freund mit ihm; der arme Junge hatte aber allezeit einen melancholischen Zug in seinem Gesicht. Fragte ich ihn: „ounte sias estad, moun mound Alexandre?“ so lächelte er mich freundlich an, dann kehrte sogleich der schmerzliche Ausdruck zurück. „Tu sias gastad“ (tu es gâté, d. h. du bist ein verzogenes Kind) pflegte sein Vater zu ihm zu sagen, wenn er von der Feldarbeit kommend ihn auf den Arm nahm und herzte. Es war ein hübscher junger Mann; er hatte den Krieg

1870—71 mitgemacht und war Kriegsgefangener in Posen gewesen. Er erzählte mir viel von seiner Gefangenschaft, unaufgefordert, harmlos und ohne alle Bitterkeit; er klagte nur über die fremdartige Kost, das schwarze Brot und die lakke Gegend; doch auf der Rückreise habe er in Deutschland auch Berge gesehen, nämlich bei Solarschein, wo eine Duchesse residire. Welchen Ort er damit meinte, vermochte ich nicht zu enträthseln.

Politische Gespräche suchte ich nicht, vermied sie aber auch nicht. Leidenschaftliche Erregung trat mir nirgends entgegen. Der Parteikampf der Gegenwart beschäftigte die Gemüther am meisten; die Bevölkerung des Südoftens ist fast durchaus republikanisch; des Wahlsieges gegen Mac Mahon (1877) hielten sie sich für gewiß. Die Mäßigung und der Anstand der republikanischen Provinzialblätter erregte übrigens meine Ver- und Bewunderung, wenn ich an die Leidenschaftlichkeit deutscher Parteiorgane (und nicht bloß der sozialdemokratischen) dachte. Nach einem Revandekrieg scheint die republikanische Partei nicht eben sonderliches Verlangen zu tragen; le rétablissement du commerce ist ihnen wichtiger, und von einem Napoleon IV fürchten sie gerade den Krieg. Vom Krieg 1870—71 fingen Bekannte und Unbekannte in Cafés nicht selten mit mir zu reden an; den Verlust des Eschaj erwählten sie merkwürdigerweise nie. Ob man in Deutschland Bazaine für einen Verräther halte, war eine häufige Frage. Wenn ich der Wahrheit gemäß berichtete, daß man in den Tagen der Kriegserklärung in Deutschland solche eminente Siege keineswegs vorausgesehen und erwartet habe, und wenn ich ebenso wahrheitsgemäß zugestand, daß die enormen Anstrengungen Frankreichs nach der Schlacht bei Sedan Bewunderung verdienten und uns weit mehr zu schaffen gemacht hätten, als die Armeen Louis Napoleons, so waren sie vollkommen zufriedengestellt. Nähere Bekannte ließen sich wohl auch mit Gründen überzeugen, daß Gambettas Anstrengungen und Rüstungen von vornherein ein hoffnungsloses Unternehmen gewesen seien, und daß es für Frankreich vorteilhafter gewesen wäre, im September Frieden zu schließen.

### Am Eisloch.

Von Chr. Schwarzkopf.

(Zu dem Bilde auf S. 681.)

Schnee, Schnee, Schnee! Soweit das Auge reicht, nichts als Schnee! Es ist, als ob eine endlose weiße Decke über das Land gebreitet wäre, unter der alle Eken und Gegendäse verschwunden sind. Es gibt weder Feld noch Wiese mehr, weder Hügel noch Thal, es gibt nur die eine gleiche glatte Schneefläche.

Oben am Himmel steht der Mond, aber auch er ist nicht sichtbar. Eine einzige gleichmäßige, endlose graue Wolke bedeckt auch den Himmel, als ob die Ebene unten sich oben widerspiegelte.

Es ist trotz der nächtlichen Stunde nicht eigentlich dunkel, denn der helle Schnee und die durch die Wolke durchschimmernden Mondstrahlen geben ein ungewisses schwaches Licht, aber es ist auch nicht hell; es herrscht eine graue fahle Dämmerung. Ebenso unbestimmt ist das Wetter. Es friert nicht, es thaut aber auch nicht. Von Osten her geht ein leiser Luftzug über das Brachfeld. Er ist kaum bemerkbar, aber wenn ich den Finger naß mache und ihn empor halte, fühle ich ihn doch.

Ich gehe auf der Landstraße einher, aber ich muß scharf Acht geben, will ich nicht in den Graben geraten, denn der frisch gefallene Schnee hat alle Schlittenspuren verdeckt, und bei diesem Lichte sind so kleine Vertiefungen, wie die vollgeschmetten Gräben sie bieten, selbst in nächster Nähe kaum wahrzunehmen.

Ich gehe auf der Landstraße einher, aber es begegnet mir niemand, und kein Laut dringt an mein Ohr als das leise Knirschen des Schnees unter den Fußsohlen meiner Stiefel. Es ist, als ob auf viele Meilen weit kein Wesen athmete als ich, der ich still dahin gehe zwischen Wolke und Schneedecke. Und ich selbst bin wie ein Stück aus dieser Landschaft. Ein langer weißer Staubmantel ist über meinen Pelzrock gezogen und eine weiße Kapuze über meine Pelzmütze geknüpft. Wenn ein Vogel jetzt daher käme, so würde er vielleicht auf mich zusiegen, um auf mir Raß zu halten, denn er würde glauben, ich sei ein schneebedeckter Pfad.

Jetzt verlasse ich die Landstraße. Ein Sprung, und ich sinke bis an die Knie in den tiefen Schnee, in dem ich mich nun langsam und möglichst geräuschlos fortarbeite. Da lauscht nicht allzuweit vor mir eine schwarze Wand auf. Ein Fremder würde sich darüber verwundern, wie diese schwarze Wand hierher kommt, aber ich kenne hier jeden Strauch, ich weiß, daß sie zur Heuschnecke gehört, die jenseits des Baches liegt. Man sieht nur die Wand, weil das Dach mit Schnee bedeckt ist.

So. Da ist das Weidengebüsch und hier — hier ist der Pfad, den ich mir schon am Tage vorjählich zurecht gemacht habe. Ich breite die mitgebrachte Decke über den Schnee, lege mich der Länge nach darauf und stütze mich, um Umhau zu halten, auf die Ellenbogen. Ringsum umgeben mich in dichtem Gevürr die blattlosen Weidenweige und verstopfen jeden Ausblick. Nur nach vorn, nach Osten hin, hat mein Messer ein wenig Pfad geschafft, so viel, daß ich bequem durchblicken kann.

Aber ich sehe nichts als Schnee. Nur an zwei Stellen ist die Fläche nicht ganz gleichmäßig. Etwa fünfzig Schritte vor mir bildet der Schnee einen kleinen Haufen und etwa fünfzig Schritte weiter noch einen. Hier hat er die Eisküste bedeckt, welche neben dem in das Eis gehauenen Loche liegen.

Nichts regt sich, kein Laut unterbricht die Stille. Und so bleibt es. Eine Stunde verrinnt, und die Kälte fängt allmählich an, mir durch die warme Kleidung zu dringen. Der Gedanke an mein warmes Bett laucht in mir auf und wird trotz des reichlich geöffneten Mittagsschlafes immer verführerlicher, aber ich weise ihn mannhaft zurück. Wieder eine Stunde verrinnt, und ich erlaube mich darauf, daß ich mir einbilde, auf der Hühnerjagd zu sein und eben im Begriffe bin, Diana avanciren zu lassen, als ich noch zur rechten Zeit den Ruf unterdrücke. Ich bemerke, daß man bequemer liegen kann, als den Kopf auf den linken Arm gestützt, und daß es witzigere Beschäftigungen gibt, als sich von Zeit zu Zeit auf den Ellbogen aufzurichten und zwei Schneehäufchen anzustarren.

Ich halte mir insolge dessen eine kleine Standlede. „Wein Junge,“ sage ich, „wenn Du es hättest bequem haben wollen, so hättest Du von vornherein zu Hause bleiben müssen. Du hast sehr wohl gewußt, daß man eine Ottermütze auch erwerben kann, ohne gerade die Otter selbst geschossen zu haben, und wenn Du Dich darauf freiest, letzteres zu thun, so mußt Du eben die damit verbundenen Unbequemlichkeiten mit in den Kauf nehmen. Du wirst vielleicht noch manche Nacht hier liegen, ehe Du Dein Ziel erreichst, aber Du wirst es erreichen, wenn Du ansharrst. Da die Ottern diese Eislöcher mit Vorliebe aufsuchen, um neben und zwischen ihnen ihre Spiele zu treiben, so läßt sich nicht absehen, warum Du es bei der nöthigen Ausdauer nicht durchziehen solltest, einmal mit dabei zu sein.“

Zureden hilft, und ich muß den Ausfahrungen des Redners recht geben, ich bleibe also bewegungslos liegen. Aber nur einen Augen-



blid. Ein ganz leises Plätschern ist an mein Ohr gedungen und gleich darauf ein fieser Laut. Ich richte mich leise empor — richtig, da am zweiten Eisloch steht eine Otter. Und da — da taucht noch eine aus dem Wasser empor. Beide äugen — vernehmen — wittern, aber es ist offenbar alles in Ordnung. Und nun beginnt ein lustiges Spiel, das sich aber immer nur zwischen den beiden Eislöchern bewegt. Es gibt keinen gräßlicheren Anblick. Jetzt eilt die eine davon und die andere folgt ihr. Die erste verschwindet unter dem Wasser — die andere auch. Witzig schnell schwimmen sie unter der Eisdecke hin und erscheinen am anderen Loch. Die Verfolgte ist schon halb auf dem Eise — da reißt sie der Verfolger zurück. Nun kommt sie glücklich hinauf — er hinterher. In einem wirren Knäuel rollen sie dahin — fahren dann auseinander, äugen, vernehmen, wittern und beginnen das Spiel von neuem.

Für eine Weile ist der Thierfreund in mir Herr geworden über den Jäger, aber bald gewinnt letzterer die Oberhand. Will ich meine Otternmüge haben, so muß ich handeln, denn wer steht mir dafür, daß die beiden ihr Spiel nicht etwa unter dem Eise beschließen. Und ich muß gut treffen, denn gelingt es der Otter mit dem tödtlichen Bei im Leibe noch bis zum Eisloch zu kommen, so ist sie für mich verloren. — Sie geht unter wie ein Stein.

Jetzt sind sie ziemlich in der Mitte zwischen den Eislöchern, und ich gebe Feuer, einmal, zweimal. Zwei Blitze rufen auf, zwei Donner schläge erschüttern die Luft, daß der Schnee von den Weidenruten herabfällt. Die eine Otter wagt sich um sich selbst, aber sie bleibt auf derselben Stelle, die andere hat sich pfeilschnell in das Eisloch gestürzt und ist verschwunden.

Ich will aufspringen, aber ich kann mich nur langsam erheben, denn meine Glieder sind wie zerbrochen. Als ich damit fertig bin und durch den Uferschnee wate, liegt die Otter regungslos. Es muß ein Prachtstück gewesen sein, denn ihr Leben ist sonst unendlich selt.

Es war, wie ich nachher sah, ein Männchen, das von der Nase bis zur Schwanzspitze 3 Fuß 2 Zoll maß und 22 Pfund wog.

Es gehört viel Geduld und Glück dazu, um eine Fischotter auf dem Anstand zu erlegen, und es gelingt fast nur am Eisloch. Darin fängt man die Otter meist in Zeltreien, die man ihr gewöhnlich am Aufstieg hart unter der Oberfläche des Wassers, mitunter aber, wie unser Bild zeigt, auch auf dem Uferhange selbst legt. Hunde dürfen ihr nicht in die Nähe kommen, denn sie hat ein scharfes Gehör und sie weiß davon einen furchtbaren Gebrauch zu machen. Gegen ihre Bißkraft sind die Wunden, welche der Dachs schlägt, ein Kinderpiel. Nur in England hat man besonders auf sie dressirte Hunde, die es mit ihr aufnehmen können.

Die Fischotter ist ein reizendes Geschöpf, und man muß es lebhaft bedauern, daß der Schaden, den sie anrichtet, uns zwingt, sie unmöglich anzuerkennen. Dieser Schaden aber ist sehr bedeutend, denn die Fischotter ist ein unerträgliches Räuber. Wehe den Fischen, in deren Keimer eine Otter eindringt! Weder Größe noch Schnelligkeit schützt sie vor dem furchtbaren Feinde, der unter allen Umständen härter, meist aber auch schneller ist als sie. An den großen Fischen schleicht sie sich heran und faßt ihn von unten, den kleinen treibt sie in eine Bucht. Ist das Bild zahlreich, so mordet sie ohne Ende und frist nur die fettesten Häuttheile, ist es selten, so rottet sie es aus. Hat sie ein Gewässer ausgefischt, so wandert sie weit über Land dem nächsten zu und treibt es dort wie zuvor. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Sage vom Fagelwurm, die in den bairischen Alpen eine so große Rolle spielt, auf solche überfischende Fischottern, die dem einsamen Wanderer im Nebel begegneten, zurückzuführen ist.

Jung aus dem Nest genommene Fischottern werden überaus zahm. Hält man sie paarweise zusammen, so spielen sie beständig mit einander, was allerliebst ansieht. Ist das Bassin, in welchem man sie hält, mit klarem Eis bedeckt, so kann man beobachten, wie gern sie von einem Eisloch zum andern auf dem Rücken schwimmen. Dabei halten sie die Vorderbeine fest angezogen und bewegen sich nur mit dem Schwanz fort.

Bei freundlicher Behandlung wird die Otter vollständig zum Hausthier. Sie kann aber auch nur als solches gebildet werden.

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11. / VL. 70.

## Die Einwanderer Palästinas.

Von Hermann Meser.

Der große Strom der Auswanderung geht gewöhnlich nach jenen Gegenden hin, wo ein fruchtbarer wenig bevölkerter Boden wie in Nordamerika und Südaustralien den Ansiedlern, wenn auch erst nach harter Arbeit, ein behaglicheres Dasein zu bieten verspricht, als die überbevölkerte überall schon in Besitz genommene Heimat. In zweiter Linie üben besonders auf Gemüther, die schnell reich werden wollen und großes Vertrauen zu ihrem Glück haben, die Länder Anziehungskraft aus, welche wie einige Provinzen Mittel- und Südamerikas, Australiens und jetzt auch Südbrasilas durch ihre Diamantensfelder und den Metallreichtum ihrer Berge dem Glücklichen ein schnell gewonnenes großes Vermögen in Aussicht stellen. Andere Gebiete haben weniger durch die äußerlichen als durch die geistigen Güter, welche sie darbieten, Kolonisten zur Ansiedelung bewegt, so das östliche Nordamerika vielfach durch seine Religionsfreiheit, das von Natur nur sehr mäßig begabte Preußen durch die weise fürsorgliche und tolerante Regierung seines Friedrich Wilhelm und Friedrich des Großen. Das einzige Land in der ganzen Welt aber, das gegenwärtig weder materielle Vortheile bietet, noch bei der Herrschaft des Islams und der Türken irgendwie erquickliche religiöse und politische Zustände aufweist, und das dennoch alljährlich eine für seinen Umfang nicht unbedeutende Anzahl Kolonisten aufnimmt, ist Palästina. Wir haben hier die auffallende Erscheinung, daß im Laufe der letzten zehn Jahre mindestens 1000 Deutsche und über 3000 Juden eingewandert sind, durchschnittlich im Jahre also mehr als 100 Deutsche und 300 Juden; und noch scheint der Zustrom nicht zu stocken. Wie erklärt sich diese merkwürdige Thatsache?

Als Kanaan noch ein Land war, da Milch und Honig floß, da war es wohl erklärlich, wenn fremde Völker begehrlich den Blick darauf richteten. Aber heute? Nur dürftig erhält der Boden den zehnten Theil der früheren Einwohnerzahl. Das Gebirge, welches von Norden nach Süden sich hinziehend, gleichsam den Kern bildet, ist gänzlich entwaldet, sonnenburchglüht und quellensarm geworden; das Fruchtländ durch keine künstlichen Terrassen mehr gehalten, ist in die Wadis hinabgespült, und überall starren den Beschauer die fahlen unfruchtbaren Felsblöcke an. Del- und Feigenbäume sowie Weinstöcke kommen freilich noch fort, aber die Qualität ihrer Früchte

sieht weit hinter der alten Zeit oder hinter den gleichen Produzenten anderer Gegenden zurück. Von drei großen noch heute unzweifelhaft fruchtbaren Ebenen, die das Land besitz, ist die am Jordan, welche bei guter Regierung wie Aegypten bewässert und angebaut sein könnte, jetzt fast ganz brach liegend, da umherstreifende, plündernde Beduinenhorden dort jeden Besitz unsicher machen. Die Ebene am mittelländischen Meere und ebenso die zwischen Samarien und Galiläa gelegene Ebene Jezreel sind, wenn auch in primitiver Weise noch heute zum größten Theil angebaut und bringen verhältnismäßig — der Boden bekommt niemals Dünger — einen reichen Ertrag. Allein für Europäer ist die Ansiedelung in diesen beiden Ebenen der Fieber wegen, die hier herrschen, höchst gefährlich. Von sechzig deutsch-russischen Kolonisten, die wegen der in Kurland eingeführten allgemeinen Militärpflicht ihre Dörfer nördlich vom schwarzen Meere verlassen und sich in der sogenannten Ebene Saron zwischen Jaffa und Gaza angesiedelt hatten, starben im Laufe eines Jahres fünfzehn an Fieber, und die anderen mußten, um nicht auch hingerafft zu werden, mit den größten Verlusten das um schweres Geld erworbene Terrain aufgeben.

Zu dieser Ungunst der Bodenverhältnisse kommt aber als zweites großes Hinderniß der Kolonisation der klägliche Zustand der türkischen Verwaltung. Gegenwärtig beackern die arabischen Bauern (Fellachen) nur so viel Land, als sie nötig haben, ihre eigene armselige Existenz zu fristen. Sie wissen wohl, würden sie mehr anbauen, es läme nicht ihnen, sondern den Zollpächtern, denen alle Dörfer seit Jahrzehnten tief verschuldet sind, zu gute. Der beste Schutz gegen Exprossung scheint ihnen ihre eigene Armut. So bleibt ein großer Theil des Landes jahraus jahrein wüst liegen.

Gerade so wenig ermutigend wie bis jetzt die dortigen Verhältnisse aber für den Ackerbau sind, gerade so wenig sind sie für Handel und Industrie. Um seine Produkte, Del, Weizen, Wein, Drangen und etwa Thierfelle abzuweisen, fehlt es Palästina auf der einen Seite an Hinterländern, auf der anderen Seite nach dem Meere zu an Häfen. Bei nur etwas bewegter See können selbst die Dampfschiffe weder bei Jaffa, noch bei Haifa, noch bei Akko anlegen. Im Lande selbst gibt es nur Einen zur Noth fahrbaren Weg, den von Jaffa nach Jerusalem, der auch



erst acht Jahre besteht und bereits sehr in Verfall gerathen ist. Von und nach allen übrigen Ortschaften müssen die Waaren auf Kameelen transportirt werden, wodurch sich ihr Preis natürlich bedeutend erhöht. Fabriken, die durch Dampf getrieben werden, verbieten sich von selbst, da bisher noch keine Kohlen gefunden sind und das sonstige aus Eichenwurzeln und Buchenholz bestehende Brennmaterial sehr kostspielig und selten ist. Die wenigen Handwerke, die sich betreiben lassen, sind über die Maßen beschränkt, so daß selbst die Jerusalem eigenthümlichen Olivenholzwaaren und die in Bethlehem fabrizirten Perlmutterarbeiten bei der übergroßen Konkurrenz nur noch geringen Gewinn abwerfen. Da das Land nun so wenig Aussicht auf materiellen Gewinn bietet, die politischen Zustände höchst unbefriedigend sind, der gesellschaftliche Verkehr beschränkt, die Genüsse in Kunst und Wissenschaft, an welche ein Europäer gewöhnt ist, fast ganz fortfallen, endlich die Bevölkerung der Fremden keineswegs sehr geneigt ist: warum kommen sie trotzdem?

Die Religion vermag es, wie sonst so oft, so auch in diesem Falle durch die Verheißungen, welche sie dem Menschen für sein Inneres und für die Zukunft gibt, ihm alle Last und Unannehmlichkeit des Außerer und Gegenwärtigen zu verjagen oder doch zu mindern. Von den 3—400 Juden, welche in der letzten Zeit durchschnittlich jährlich einwandern, kommen bei weitem die meisten aus Rußland. Es ist nicht die Furcht vor der neu eingeführten allgemeinen Wehrpflicht, welche sie dort fortreibt. Religiöse Streitigkeiten, die mehr noch als bei uns die Differenz zwischen den Reformjuden und den Orthodoxen die russischen Gemeinden zerreißt, und von den Anhängern des Talmud und der Kabbala, von den Peruschim und Chasidim mit der größten Erbitterung geführt werden, lassen vielleicht mancher Familie die Auswanderung wünschenswerth erscheinen. Aber überwiegend ist das Motiv die in der Judenthümlichkeit Rußlands viel stärker und lebendiger als im westlichen Europa hervortretende Hoffnung: „Der Messias wird bald kommen, wird in Palästina sein Reich gründen, und dann wird sich das Prophetenwort erfüllen: Die Erlöseten des Herrn werden wiederkommen und gen Zion kommen mit Jauchzen; ewige Freude wird über ihrem Haupte sein, Freude und Barmherzigkeit werden sie ergreifen, und Schmerz und Seufzen wird weg müssen.“ Diese Hoffnung hat eine zauberische Macht, und wenn sie sich vielen auch bei Lebzeiten nicht erfüllt, so ruhen ihre Leiber wenigstens bei ihren Vätern in dem gottverheißenen Lande, ruhen in dem heiligen Thale Josaphat und werden dort an jenem Tage die Augen wieder aufthun, wo der Herr im Thale Josaphat sitzen wird, „zu richten alle Heiden, alle Unterbrüder seines Volkes, um und um“. Deswegen findet man unter den einwandernden Juden so viele alte Leute, die keinen anderen Wunsch haben, als ihren Lebensabend zuzubringen, „auf dem heiligen Berge“, dort zu beten und endlich im Angesichte des alten Tempelplatzes begraben zu sein.

Die Beweggründe nun, welche die deutschen Kolonisten ins Land ziehen, unterscheiden sich kaum wesentlich von denen der Juden. Außer den 150 Deutschen, welche im Zusammenhange mit dem von Friedrich Wilhelm IV 1844 hier gegründeten evangelischen Bisthum und mit der Mission der deutschen evangelischen Kirche hierherkamen, sind die übrigen 800, die erst in den letzten zehn Jahren sich hier angesiedelt, Würtemberger der Abstammung nach, welche aus der Kirche ausgetreten sind und eine eigene religiöse Gemeinschaft, „den Tempel“, gebildet haben. Nach ihrem geistigen Haupte, Herrn Christoph Hoffmann, heißen sie auch zuweilen Hoffmannianer. Sie halten sich ebenfalls an die buchstäblich verstandenen prophetischen Weissagungen, nach welchen eine herrliche Erneuerung des gelobten Landes bevorsteht, deren Genuß aber nicht für das „Israel nach dem Fleische“, sondern für das „Israel nach dem Geiste“, das neutestamentliche Volk Gottes, bestimmt ist. Ihrer Gemeinschaft, hoffen sie, wird es allmählich mit Gottes Gnade gelingen, in geistiger und materieller Beziehung ein Musterreich in Palästina zu gründen, welches alle Völker zur Nachahmung anreizen wird. Hier wird der in seiner Herrlichkeit

vom Himmel kommende Christus den Thron einnehmen und unter seinen geistig gesinnten aber auch irdisch glücklichen Unterthanen das tausendjährige Reich einrichten.

Sehen wir uns nun die gegenwärtige Lage dieser jüdischen und deutschen Kolonien genauer an. Der eigenen Sicherheit und der gegenseitigen Unterstützung willen sind die Einwandernden genöthigt, sich in größerer Anzahl vereinigt an bestimmten Orten des Landes niederzulassen. Bei den Zuständen Palästinas würde es für eine jüdische Familie ganz unmöglich sein, sich in dem ersten besten Dorfe anzusiedeln. Sie würde der Unterdrückung nicht bloß von Seiten der Muslime, sondern auch der orientalischen Christen ausgesetzt sein, denn auch diese zeichnen sich nicht etwa durch Duldsamkeit aus. So sind denn die 21,000 Israeliten, die sich etwa im heiligen Lande befinden, hauptsächlich beschränkt auf die vier alten Rabbinerstädte Jerusalem, Safed, Tiberias und Hebron, und neuerdings wohnen etwa 1500 von ihnen in den Handelsplätzen, wo überhaupt eine größere Mischung der Bevölkerung stattfindet, nämlich in Jaffa, Haifa und Nablus. Die größere Zahl, ungefähr 13,000, kommt auf Jerusalem. Dieselben zerfallen in drei gleich der Tracht und Sprache nach unterscheidbare Gruppen. Die Hälfte von allen sind die Sephardim, d. h. die spanischen Juden, welche schon seit Ferdinand und Isabella aus Spanien vertrieben, von den türkischen Sultanen aufgenommen wurden und seit Jahrhunderten hier ansässig sind. Ihre Sprache ist ein veraltetes Spanisch, ihre Tracht die der Araber, Kumpfhosen, ein Jaquet mit buntem Gürtel darum und darüber eine Abrie, das arabische Oberkleid, auf dem Kopfe ein rother Tarbusch, dessen untere Hälfte turbanartig von einem schwarzen Kopfsuche umwickelt ist. Ihre Gesichtszüge haben durchaus etwas Südländisches, Auge und Haar sind dunkel, die Hautfarbe bräunlich, der Wuchs höchst selten corpulent und die Mittelgröße überlegen. Den Sephardim der Zahl nach fast gleich kommend, gegen 6000, sind die Mischnasim oder deutschen Juden, von denen aus Deutschland aber kaum 100 stammen. Die meisten kommen aus Rußland, den Donaufürstenthümern und Oesterreich, alle aber sprechen ein verderbtes, mit Hebräisch und Russisch vermisches Deutsch, an das ein Deutscher sich erst sehr gewöhnen muß, ehe er es versteht. Ihre Gesichtsfarbe ist heller, ihr Haar oft blond oder roth, ihre Augen blau und grau, jeder trägt vor dem Ohre die im Talmud verordneten Haarbüchel in Form einer 6, ihre Kleidung ist der europäischen ähnlicher, doch ist der Rock, bei den Reicheren mit Pelzwerk besetzt und an Feiertagen aus blauer oder gelber Seide, länger als der bei uns übliche; dazu tragen sie auf dem Kopfe eine Pelzkappe. Die wenigst zahlreiche Gruppe, kaum 500, sind die sogenannten Moghrebim, die aus Nordafrika stammenden Juden, deren Umgangssprache das Arabisch ist, und die sich auch sonst wenig von den Eingeborenen unterscheiden. Außer der jeder Gruppe eigenthümlichen Sprache reden aber wenigstens alle männlichen Glieder des Volkes das Hebräische, welches das zusammenhaltende nationale Band ausmacht. Die jüdischen Frauen sind in ihrer Kleidung einander gleich, alle tragen auf der Straße einen weißen leinenen vom Kopf bis zu den Füßen reichenden Ueberwurf, wie auch die arabischen Städterinnen, von denen sie sich aber wiederum dadurch unterscheiden, daß sie das Gesicht unverhüllt haben. Nicht selten findet man schöne ausdrucksvolle Züge. Bei den Wohlhabenderen besteht der Festtagsstaat aus einem hellen seidenen Kleide, feinen Spitzen und oft werthvollen goldenen Stirn-, Hals- und Armbanden. In der Regel bewohnen die Juden einen bestimmten Stadttheil, wengleich sie in Jerusalem sich über das christliche Viertel auszudehnen und besonders vor dem Thore ein ganz neues Quartier zu gründen angefangen haben. Da sie aber vermöge des jährlichen Zustusses mehr und mehr in ihren Wohnungen zusammengedrängt werden, sichtlich nicht so viel Neubauten entstehen als nöthig sind, da ferner viele Familien, auf Eine Cisterne angewiesen, mit dem Wasser sehr häuslicher sein müssen, da die Gebäude dumpf, niedrig und dem Durchzuge der Luft verschlossen sind, so kann man leicht abnehmen, wie in Folge des Luft-, Licht- und Wassermangels unter diesen Leuten eine verhältnismäßig große Sterblichkeit und besonders viele Augenkrankheiten und Fieber herrschen.



Die meisten der einwandernden Familien bringen nun allerdings von draußen in der Regel ein kleines Kapital mit. Da die Preise der Wohnungen und Lebensmittel aber ziemlich theuer, viele Handwerke darniederliegen — Felsachen und Beduinen können sich z. B. ohne Schube behelfen, sind ihre eigenen Schneider und Weber und beschränken sich in ihren Bedürfnissen auf das Einfachste — andere aber übermäßig besetzt sind, so ist die Aussicht auf Erwerb, zumal auch die sonstige Nahrungsquelle der Juden, der Handel, mehr und mehr verlegt, eine höchst geringe. Die Leute verarmen mit der Zeit und fallen der Wohlthätigkeit anheim. Wohlthätigkeit wird nun von der ganzen außerpalästinenfischen Judenthüm in großartiger Weise an ihren Stammesgenossen im heiligen Lande geübt. Alle orthodoxen, d. h. an den Talmud sich haltenden Israeliten, zahlen als Ueberbleibsel der alten Tempelsteuer eine nicht unbedeutende jährliche Abgabe (die sogenannte Chaluka) zur Unterhaltung ihrer armen Brüder nach Jerusalem. Aber auch die Reformpartei im Judenthüm thut theils aus Nationalitätsgefühl, theils damit nicht etwa die christliche Mission Gelegenheit finde, Proleten zu machen, dasselbe. So fließen gewaltige für Almosen bestimmte Summen in der alten Königsstadt zusammen, und wenn dieselben auch von den Rabbin zu weilen recht willkürlich vertheilt werden mögen, ein großer Betrag auch für Erhaltung der Synagogen, Hospitäler, Armen- und Pilgerhäuser abgeht, so bleibt doch noch genug, um wenigstens dem Meistesten zu wehren.

Da ihre die Gebiete des Handels und des Gewerbebetriebes verlassenen sind, für wissenschaftliche Beschäftigung in unserem Sinne aber allen die Vorbildung und andere Bedingungen fehlen, so konzentriert sich die jüdische Energie fast ganz auf das religiöse Gebiet. Eine große Anzahl besonders aus Rußland und Polen eingewanderner Familien werden von ihrer Heimat aus dafür bezahlt, daß sie in der „heiligen auserwählten Stadt“ für ihre Wohlthäter draußen die seit der Zerstörung des Tempels an die Stelle der Opfer getretenen Gebete herlesen. Das Gebet, die Blüte aller geistigen Beschäftigung, die höchste innigste Erhebung der Seele, muß dabei natürlich allen Dufst und alle Weihe verlieren und zu einer mechanischen, geradezu wie eine Last drückenden Beschäftigung werden. Das höchste Streben muß für einen in Jerusalem ausgewachsenen jungen Mann noch heute wie in den Zeiten des neuen Testaments es sein, daß er rits zum Rabbi promoviert wird. Darauf hin zielt aller Unterricht der männlichen Jugend. Alle Rächer, die nicht mit dem Studium des Talmud oder, bei anderen Selten, der Kabbala in Zusammenhang stehen, werden gänzlich vernachlässigt. So findet man bei den tonangebenden Häuptern der Judenthüm Palästinas ein bewundernswürthes Gedächtniß für alle Minutien des Talmud, eine haarspaltende disputirwürdige, aber oft schneidende scharfe Dialektik in allen mit Religion und Geis zusammenhängenden Fragen, und dabei die größte Unwissenheit in naturwissenschaftlichen und politischen Dingen, eine Verachtung für weltliche Wissenschaft und Kunst.

Da mag nun immer einmal eine liberaler gesinnte Kontrolle von Europa kommen, Herr Rothschild in Paris einen gebildeten Arzt an seine Anstalt schicken oder Sir Moses Montefiore selbst in seinem 93. Jahre eine Pilgerschaft nach der Hauptstadt seiner Väter unternehmen: ein einzelner Mensch wird bei dem Stimmen- und Parteiengewirr, das ihn sofort umgibt, nur schwer die vielen Schäden erkennen; und wenn es geschieht, wenn er Mittel zur Abhilfe anwenden will, der einmal herrschende Geist wird sich ihm entgegenstellen und alles beim alten Schlendrian lassen, so daß in den Schulen eine den Geist schließlich nur fesselnde beschränkende Ausbildung, in anderen Wohlthätigkeitsanstalten die kleinlichsten persönlichen Rücksichten und Streitigkeiten herrschend bleiben. Wie wenig der palästinenfischen Judenthüm an einer Unterkrüftung, wenn dieselbe wider das Gesetz und den Talmud verstößende Erneuerung enthält, gelegen ist, zeigt z. B. ihr Verhältniß zu dem von der Pariser Alliance Israelite errichteten landwirthschaftlichen sogenannten Netzerischen Institut bei Jaffa. Hier ist ein ziemlicher Landkomplex erworben, eine Farm darauf gebaut, und nun soll das Interesse für Ackerbau gewekt und Jöglinge für denselben aus-

gebildet werden. Die geistlichen Juden, und sie bilden die unendlich überwiegende Majorität, verhalten sich aber völlig ablehnend, da H. Netzer, wenn sein Unternehmen bei den so schon schwierigen Verhältnissen nur einigermaßen rentiren soll, sich weder auf die Innehaltung des Sabbathjahres, noch auf den Zehnten für Priester und Leviten, noch auf andere „Anfänge der Aeltesten“ einlassen kann. So können wir zusammenfassend nur sagen, daß der Zustand der palästinenfischen Juden geistig und materiell weit hinter dem der abendländischen Völker zurücksteht, daß ihr Einfluß für die Hebung des Landes bisher ein recht unbedeutender ist. Dennoch hoffen wir für die Zukunft auf die in ihnen liegenden latenten Kräfte.

Anderes steht es mit den deutschen Ansiedlern, den Mitgliedern des Tempels. Wer durch ihre Kolonien wandert, bei Jaffa, wo die von amerikanischen Ansiedlern übernommenen Holzhäuser aus den duftigen Drangengärten hervorragen, bei Haifa, wo die Ansiedlung, zwischen Karmel und dem Meere gelegen, den Anblick eines sehr schmucken Dörfchens gewährt, bei Sarona, wo sie von ihrem Berge weit über den Küstenland und das Meer schaut, und bei Jerusalem, wo, umgeben vom fruchtbaren Gefilde Rephaim die Häuser der Kolonisten alljährlich an Zahl wachsen: der merkt überall, hier herrscht Ordnung und Sauberkeit, hier herrscht Fleiß und Arbeitslust, wie sie die arabische Bevölkerung nicht kennt, hier wirt ein überlegener Geist, der wirklich die anderen Einwohner zu fördern verspricht. Nachdem man sich, allerdings mit nicht leichten Opfern, an Klima und Lebensart gewöhnt, ist der Gesundheitszustand der Ansiedler ein ganz befriedigender. Die Gewerbe- und Handeltreibenden haben sich von der den Orientalen eigenen Indolenz freigehalten, und da ihre Vor- und Ausbildung der arabischen bedeutend überlegen, erkennen sie sich fast ausnahmslos eines ordentlichen Auskommens. Der Haupterwerb kann für Kolonisten in Palästina noch auf lange Zeit nur im Ackerbau bestehen. In dem Uebelwollen aber, mit welchem sich die türkische Regierung und die arabischen Eingeborenen dem Landwerb der Deutschen entgegenstemmen, kommt die auf Erzeugung gerichtete, auch für den Europäer nicht ganz abwendbare Ghitane der Beamten und Zollpächter und die geringe Möglichkeit, Wein, Oliven und Getreide bei den schlechten Wegen und Häfen zu exportiren. Darum ist der Ertrag des Landbaues ein so geringer, daß Araber bei der primitiven Art ihrer Ackerbestellung, den geringen Auslagen, welche dieselbe ihnen abverlangt, noch mehr aber bei der Anspruchslosigkeit ihrer Lebensweise wohl davon leben können, Deutsche aber, welche schon die Rücksicht auf ihre Gesundheit zu guter Kost und zur Beschränkung der Arbeit im Freien zwingt, wenn sie nicht eine sehr ausgedehnte Ackerwirthschaft besitzen, fast immer zusehen müssen. Hierin liegt bis zu jenem Zeitpunkt, wo die türkische Wirthschaft aufhört und der Verkehr mit dem Auslande erleichtert wird, die größte Gefahr für die Kolonisation. Verarmung und im Gefolge davon Zerfallung untereinander droht den Ansiedlern, wenn nicht Zuschüsse von außen sie über Wasser halten. Wir müssen gestehen, daß die Mitglieder des Tempels bisher mannhalt gegen diese Gefahr angekämpft haben, daß sie alles versucht, der Agrikultur mehr Ertrag abzugewinnen, daß insbesondere der Vorsteher, Herr Hoffmann, ein geistig sehr bedeutender Mann, das Interesse für das Unternehmen zu wecken und dadurch Kapital für Erweiterung und Befestigung des Werkes zu erlangen, in Deutschland, der Schweiz, England, Südrußland, Skandinavien und Amerika sich redlich bemüht hat. Ob damit die Sache gesichert ist, muß erst die Zukunft lehren. Jedenfalls wäre es im hohen Grade wünschenswerth, da das Land an den Stellen, wo die Deutschen es in Pflege genommen, wirklich schon aus anderen Augen blickt und für die Zukunft sich noch größere Erfolge erwarten lassen.

Die Verfassung dieser deutschen Kolonien ist eine republikanische. An der Spitze steht ein gewähltes Haupt, gegenwärtig, unangefochten H. Hoffmann in Jaffa. Ihm ist gleichsam als exekutive Behörde, bestehend aus tüchtigen in den verschiedenen Fächern Lehramt, Kolonisation, Handel etc.) erfahrenen Männern ein Ausschuß zur Seite gestellt. Durch den Tempelrath, der aus Abgeordneten der verschiedenen Ge-



meinden zusammen gesetzt, gleichsam das Parlament bildet, jährlich einmal zusammentritt, und alle wichtigeren Maßregeln vor ihrer Einführung zu prüfen hat, kommt die republikanische Regierung zum Ausdruck. Jeder einzelnen Gemeinde steht wiederum ein Ältestenkollegium vor, welchem die Pflege der lokalen Interessen, die Gründung der Schulen, die Berufung der Lehrer und Seelsorger, die Versorgung der Armen und Kranken, die Aufnahme neuer Mitglieder, die Schlichtung innerer Streitigkeiten und die Vertretung nach außen vor der türkischen Regierung und andern Autoritäten gegenüber zusteht. Um tüchtige Älteste und Beamte Ärzte, Lehrer, Prediger etc. im Geiste des Tempels heranzubilden, soll allmählich die Schule in Jassa zu einer kleinen Akademie erweitert werden, welche die drei Fakultäten, die philosophische, historische und naturwissenschaftliche umfaßt. Die magna charta der Gemeinschaft soll nach der Darstellung des Tempelvorstehers in seinem Buche „Orient und Occident“ das mosaische Gesetz sein, jedoch mit „geistiger“, das heißt doch wohl allegorischer Auslegung. Denn weder die Kulturvorschriften, noch die Polizeimaßregeln, noch die äußerlichen Ceremonien, noch der größte Theil des bürgerlichen Gesetzes, soweit es Landvertheilung, Ackerbau, Steuern, Sklaven etc. angeht, können buchstäblich nach Moses Vorschriften gegenwärtig befolgt werden, ja nicht einmal der Detalog im alttestamentlichen Sinne. Somit wird von dem mosaischen Gesetze als für die Tempelgemeinschaft verbindlich, kaum etwas anderes Greifbares übrig bleiben, als das Sittengesetz und einzelne Humanitätsgrundsätze. Wie damit aber den sozialen Schäden unserer Zeit abgeholfen werden soll, ist mir, dem Referenten, wenigstens nicht deutlich, und ist auch wohl H. Hoffmann selbst nicht deutlich. Er kommt zu dieser Anschauung auch nur durch die Abstraktion: weil einmal das Gesetz die Grundlage gebildet für den materiell glücklichen Zustand des Volkes Israel zu Salomos Zeit, und weil am Gesetz und durch dasselbe die mächtigen Propheten des alten Bundes erzogen sind, so wird es auch heute noch die beste Grundlage für die gesellschaftliche und geistig-sittliche Wohlfahrt eines Volkes abgeben. Die Verantwortung des wie? die Ausführung dieser Idee im Einzelnen überläßt er der Zukunft, der Zeit, wo seine Anhänger einmal einen wirklichen kleinen Staat bilden. Von diesem hofft er jedenfalls, daß die sozialen und natürlichen Gebrechen der Menschheit darin auf ein Minimum reduziert sein werden, dagegen das göttliche, geistige, sittliche Erbtheil derselben

in seinen Anhängern auf das glänzendste hervortreten wird. So viel Utopisches mir auch in Hoffmanns Ideen zu liegen scheint, insofern er besonders die Macht der Sünde, die doch seinen Anhängern so gut wie andern immer anklebt, unterschätzt, und so wenig ich daher das Reformirende, das für die ganze Kirche in der Ausführung seiner Bestrebungen liegen soll, anerkennen kann: das ist wenigstens unbedingt zuzugeben, daß für die Hebung und Erneuerung des heiligen Landes das Werk des Tempels von der größten Bedeutung, und daß vom Standpunkt der allgemeinen Menschenliebe sowohl als des speziell christlichen Interesses für Palästina dem Unternehmen eine energische Unterstützung und Förderung von allen Seiten zu wünschen ist. Von diesem Wunsche wird man sich auch als evangelischer Christ dadurch nicht abwendig machen lassen, daß man bei dem geistigen Haupte der Tempelgemeinschaft zuweilen eine nicht ganz gerechte Kritik der evangelischen Kirche findet. Man wird sich eben sagen, daß ein Mann, der in höchst anerkennenswerther, selbstverleugnender Weise seine ganze Energie auf Ein Ziel richtet, fast mit Nothwendigkeit etwas einseitig werden wird.

Zu den hiermit geschilderten Kolonien der Juden und deutschen Evangelischen sehen wir die Morgenröthe eines schöneren Tages, der noch einst für das auch uns Deutschen werthe „heilige Land“ ausgehen wird. Wir hoffen, daß wenn nur alle Lebensgebiete, wie Ackerbau und Industrie, der Jüdenchaft Palästinas zugänglich gemacht werden, dieselbe in ihrer Masse sich vom engherzigen Standpunkte des Talmut wieder dem freieren der alttestamentlichen Propheten zuwenden, auch im Gesetze Moses das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden lernen und damit für das Christenthum mehr Verständnis bekommen wird. Wir hoffen und wünschen, daß die Tempelfreunde oder Hoffmannianer ihre materielle Existenz sichern können und vor der Gefahr, die jeder Sekte droht, bewahrt bleiben, nämlich, daß sie sich gegen das große evangelisch-kirchliche Ganze, von dem sie ausgegangen sind, verbittern, sich immer mehr in ihren eigenthümlichen dogmatischen Vorstellungen absondern, sich damit gegen das Inströmen neuer geistiger Anregungen verschließen und endlich innerlich verkümmern. Dann werden, allerdings erst nach großen Veränderungen in den politischen Zuständen des Orients, gerade Deutsche und Juden es sein, welche Kanaan wieder zu einem gesegneten Lande machen, „da Milch und Honig fließt“.

## Vor dem Sturm.

Historischer Roman von Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

### L. Hohen-Bieslar.

Der Ausflug zu Drosselstein war auf zwei Uhr festgesetzt worden. Schon vorher hatten sich Berndt und Banne verabredet, den Weg ihrerseits zu Pferde zurücklegen zu wollen. Der alte General auf seinem Shetländer. Ihnen gesellte sich Tubal, der, nach dem Vormittagsgespräche, von einer ihm selber unerklärlichen Schen befallen war, die Fahrt an Renates Seite zu machen. Er schien unsicher, welchen Ton er anzuschlagen habe. Oder war es mehr? War es ein anderes noch?

Die Reiter nahmen einen Vorsprung. Sie konnten indes den Stein vor Mielles Mühle kaum passiert haben, als auch schon das Schlittengespann vorfuhr, das die Geschwister sammt Grell und Hirschfeldt nach Hohen-Bieslar hinüberbringen sollte. Zeege stand mit Decken und Kissen bereit, Lewin nahm die Leinen, und einen Augenblick später zogen die Braunen an und trabten die stille Dorfstraße hinauf. Das Klingeln der Glöckchen mischte sich mit der Heiterkeit unserer Reisenden, von denen Lewin auf der Fritsche ritt, während der auf einem bloßen Brettskud untergebrachte Grell die beständige Versicherung von der Bequemlichkeit seines Rückfahrs durch ein ebenso beständiges Hin- und Herdratschen widerlegte. Am plauderhaftesten war Renate. Sie fühlte sich glücklicher denn seit lange. Dasselbe Zwiegespräch, das in Tubal verlegen nachwirkte, war ihr über Erwartung hinaus eine Quelle des Trostes geworden. Was sie

dem alten Geheimrath in der Wohltdorfer Kirche gesagt hatte: „Du pochst nicht an die rechte Thür.“ das war der Ausdruck ihres Herzens gewesen. So lange sie Tubal liebte, so lange hatte sie auch der Zweifel begleitet, ob ihre Liebe von ihm erwidert werde. Und dieser Zweifel war nun von ihr genommen. Er liebte sie, das war alles. Was bedeutete daneben die Frage nach der Dauer, oder nach der Treue seines Gefühls, die bloße Zukunftsfrage: „Werd' ich glücklich oder unglücklich sein?“ Jetzt war sie glücklich, und ein verbleibender Rest von Furcht, der sie leise durchschauerte, steigerte nur die Wonne des Augenblicks. Ihr war, als schreite sie durch einen Wald, aus dessen Tiefen es dunkel und bang geheimnißvoll erklinge, aber was ihr die Nähe bot, das war Licht und Sonnenschein und Jubiliren der Vögel. Lewin hatte Recht, der von helleren Tagen, und die Schorlemmer hatte Recht, die von lauter Hochzeitszügen gesprochen hatte. Marie war eine Schwarzseherin, und sie selber mit ihr. Aber das lag nun zurück; sie war eine Schwarzseherin gewesen.

Diese glückliche Stimmung zeigte sich auch in der Unbefangenheit des Gesprächs, das sich bald um den Grasen zu drehen begann.

„Ist er mit den ostpreussischen Drosselsteinen verwandt?“ fragte Hirschfeldt.

„Gewiß; er gehört ihnen zu,“ antwortete Renate, „und

Stadtdruck verbotens  
Ges. v. 11. / VI. 70.





Interessante Vergleiche. Originalzeichnung von W. Hajemann.



es ist ein glücklicher Zufall, daß wir ihn trotzdem in unserer Provinz haben. Er erbt Hohen-Bieslar in den ersten Jahren seiner Ehe und bezog es, um in der Nähe des Hofes zu leben. Es war aus Rücksicht gegen seine junge Frau."

"So ist er verheirathet?" fragte Hirschfeldt weiter.

"Er war es. Die Gräfin starb; erst Abzehrung, zuletzt ein Blutsturz, der sie tödtete. Sie war sehr schön, eine Gräfin Lieven. Als sie starb, verbarg sich der Graf vor der Welt; er war nur dann und wann in Dresden, und es hieß, daß er zum Katholizismus übertreten werde."

"Die Drosselsteins zählen sonst zu den festesten Protestanten."

"Auch wohl der Graf. Aber es gibt Lagen — so wenigstens sagte die Gusef Tante, der ich auch die Verantwortung dafür zuschiebe — wo der Protestantismus versagt und der Katholizismus das Herz weicher bettet."

"Und in einer solchen Lage war der Graf?"

"Man sagt es. Lewin mag Ihnen davon erzählen; es ist eine romantische Geschichte, und romantische Geschichten sind sein Steckenpferd. Uebrigens alles in allem, ich glaube, was man sich erzählt. Sie werden das Bild der Gräfin sehen, und mögen dann selber urtheilen. Es hängt in dem Empfangszimmer: eine blaßblaue Robe, mit weißen Rosen besetzt. Nur eine, dicht über dem Gürtel, ist dunkelroth. Und das Bild wurde doch zwei Jahre vor ihrem Tode gemalt."

"Sonderbar," sagte Grell, der sich inzwischen auf seinem Rücksitz eingerichtet hatte.

"Ja, das ist es. Aber es überrascht in Hohen-Bieslar weniger als anderswo. Das Schloß ist reich an Sonderbarkeiten, darunter Ausgegrabenes aus Vulkranum und Pompeji: Finnetten und Broden, und denken Sie sich eine Nagelschere. Der Graf war lange dort und hat alle diese Dinge mitgebracht."

"Und ich werde mich freuen, sie kennen zu lernen," entgegnete Grell, „möchte aber doch der prophetisch gemalten rothen Rose den Vorzug geben."

Wenige Minuten später hielt der Schlitten auf der nach dem Garten zu gelegenen Rampe, wo Drosselstein seine junge Freundin bereits erwartete und ihr beim Aussteigen die Hand bot. So traten sie durch eine Doppelthür in das Empfangszimmer. Hirschfeldt und Grell folgten.

Das Empfangszimmer war ein großer quadratischer, fast durch die ganze Tiefe des Hauses gehender Saal, hinter dem nur noch ein schmaler Korridor lief. Der Korridor sah auf den Innenhof, wie der Empfangssaal auf Garten und Park. In diesem Saale ließ sich auf den ersten Blick erkennen, daß der Besitzer von Hohen-Bieslar reich und vielgereist, und von gutem Geschmack in den bildenden Künsten sein müsse. An der einen Wand hing ein großes Tableau, halb Architektur, halb Landschaft, das alte ostpreussische Schloß der Drosselsteins darstellend. Diesem Tableau gegenüber befand sich das Bild der verstorbenen jungen Gräfin. Grell suchte die rothe Rose und fand sie. Er hatte sich die Rose noch röther und die Gräfin selbst noch schöner gedacht, also eine doppelte Enttäuschung, von der die zweite wahrscheinlich nur eine Folge der ersten war. In allen Fensternischen befanden sich Drangerickel und Blumentische, während an den drei anderen Seiten des Saales Konsolen von schwarzem Marmor liefen. Auf diesen standen römische Kaiser mit roth eingeschriebenen Namen. Bammie, der schon eine Viertelstunde lang da war, hatte zwei, drei davon gelesen: Karakalla, Alexander Severus, und war dann mit einem hingemurmelten „nicht zuviel auf einmal" von Namen und Büste zurückgetreten; eine ziemlich dunkle Bemerkung, die sich wahrscheinlich auf seine verwandten Vormittagsstudien bei Seidentopf bezogen hatte.

Das Gespräch war über Oberflächlichkeitsfragen noch kaum hinaus, als Drosselstein Renaten seinen Arm bot, um diese zu Tisch zu führen. Eine zurückgeschlagene Doppelpartiere zeigte den Weg in das nebenan gelegene Eßzimmer. Hier brannten schon — die Gardinen waren geschlossen — zwei achtgedige zierliche Kandelaber, und gaben Licht genug, das Zimmer in allen seinen Theilen erkennen zu lassen. In die Stuckwände waren antike Mosaiken eingelassen, Darstellungen von Wild,

Gestügel, Fischen, während an der Decke die „Hochzeit der Fische" nach Giulio Romanos gleichnamigem Fresko im Palazzo del Te zu Mantua eine für unsere damaligen Kunstverhältnisse bemerkenswerth gute Nachbildung gefunden hatte. Bammie sah nichts von all diesen Dingen, desto mehr Grell, dessen natürlicher Sinn dafür im Volkstheater Palais ausgebildet worden war.

Renate hatte den Platz zwischen Drosselstein und Bammie. Dieser, vielleicht von Jugend auf, jedenfalls aber seit den Tagen der Gusef Tafelrunde, fest an dem Sage haltend, daß Medisiren das beste Mittel zur Durchbrechung aller bloßen Unterhaltungsprätinarien sei, warf sich heute mit Ungestüm auf Seidentopf, den er schon mehrere Stunden früher, bei Vorbereitung des „Odinswagens", zum Opfer für die bevorstehende Dinerkonversation anserieben hatte. Freilich mit schließlich ausbleibendem Erfolg; ausbleibend, weil er sich, wie der Angenschein lehrte, wieder einmal geirrt, oder um ihn selber zu citiren: „vor nicht ganz richtigen Ohren" gesprochen hatte. Drosselstein war zu vornehm, um überhaupt viel zu lachen, Lewin und Renate hatten den Justizrath über eben dasselbe Thema mit noch mehr Behagen peroriren und phantasiren hören, und Berndt, sonst nach Art aller erstster angelegten Naturen ein allerdaubarstes Publikum für Scherz und Heiterkeiten, stredte doch gerade heute zu tief in seinen Plänen, um sich an Bammies Ergrufen über die sechs vorgebliehen Odinsvögel ergötzen zu können. Er nahm vielmehr eine flüchtige Pause wahr, um mit einem kurzem „ad voem Seidentopf" dem ihm gegenüberliegenden Drosselstein die Mittheilung zu machen, daß er in seiner Eigenschaft als Patron die Verlesung des „Ausrufes" von der Kanzel für nächsten Sonntag angeordnet habe.

Und nun rollte statt des „Odinswagens" das Thema „Ausruf" eine Viertelstunde lang friedlich über den Tisch hin, bis von Seiten Drosselsteins die mehr oder weniger provocirende Bemerkung gemacht wurde, daß er in dem Ausrufe das Ostpreussische vermisse. Er fühlte wohl, daß er durch ein solches Wort den Vorwurf einer gewissen Parteilichkeit auf sich lade, der Geist der Provinzen sei nun aber „mal ein verschiedener, und die Haltung des märkischen Adels beispielsweise, dem er dadurch nicht zu nahe zu treten gedanke, werde zu sehr durch persönliche Beziehungen bestimmt. Davon wisse man sich in seiner heimathlichen Provinz frei. „Ihr Stolz," so schloß er, indem er sich gegen Biegenwiy und Bammie leise verneigte, „ist die Loyalität, die Diskretion, die Reserve; unser Stolz ist die Freiheit. Unter den Händen Dohnas oder Schöns oder Auerswalds hätte dieser Ausruf eine andere Gestalt gewonnen. Seine Tugend ist die Vorsicht, er hat den Postempel; was mir an ihm fehlt, ist die Sprache der Gradheit und Männlichkeit."

Bammie wollte scharf antworten, bezwang sich aber, um keine Störung aufkommen zu lassen, und sagte nur: „Sonderbar, je nordöstlicher, desto verpflichteter werden wir jetzt. Wir verdanken den Ostpreußen viel, ohne Frage, aber noch mehr, so scheint es, sollen wir jetzt den Kosaken verdanken. Wir haben sie seit gestern diesswärts der Oder. Haben Sie schon von dem Ueberfall zwischen Alt-Rosenthal und Trebnitz gehört? Hundert Mann gefangen. Es wird Aufsehen machen."

Der Graf war noch ohne Nachdruck. Er ließ sich erzählen, folgte mit sichtlichem Interesse den etwas starkgefärbten Bammieschen Schilderungen, und war nur schließlich überrascht, sich ohne weiteres „zur Herbeiführung nunmehriger gemeinschaftlicher Operationen" aufgefordert zu sehen. Nicht mit Tettendorn, sondern mit Tschernitschew in Person.

„Sie müssen ins Hauptquartier, Drosselstein, und zwar morgen schon. Unser eigener Kopfbestand ist in diesem Augenblick besser, als er nach acht Tagen sein wird. Jetzt hab' ich noch einen Aide-de-Camp; aber wie lange bin ich seiner sicher? Jede Stunde kann er auf und davon fliegen. Also rasch. Es muß ein größerer Coup unternommen werden, und ich habe so meine Pläne. Aber dazu bedürfen wir der Russen. Sie kennen ja Tschernitschew und alles, was um ihn her ist, von Ihren Petersburger Tagen her."

Bammie, trotzdem er von den seiner Zeit umgehenden Ge-



rüchten unzweifelhaft gehört haben mußte, sprach von diesen „Petersburger Tagen“ wie von einer lieben Erinnerung des Grafen, und würde noch tiefer in diesen Gegenstand eingedrungen sein, wenn nicht Drosselstein, durch rasches Acceptiren der Mission alles erledigt, und zu seiner weiteren Sicherheit an Renate die Frage gerichtet hätte: „Wo nehmen wir den Kaffee?“

„Natürlich in der Galerie.“

„Dort, fürcht' ich, ist es zu kalt.“

„Gleichviel. Die Herren haben die Pflicht, abgehärtet zu sein, und ich stehe mich in Muff und Mantel.“

Drosselstein war es zufrieden, erhob sich, und nachdem er seine Gäste noch einige Minuten in dem Empfangszimmer festzuhalten gewünscht hatte, bat er sie, wie es Fräulein Renate befohlen habe, den Kaffee in der Galerie nehmen zu wollen.

Diese „Galerie“, nach Norden hin gelegen, zog sich durch den ganzen linken Flügel des Schlosses. Sie bestand aus drei Sälen, von denen der vorberste die Familienbilder enthielt, einige davon mit großer historischer Stoffage. Die Gardinen waren auch hier geschlossen, ein Kaminfeuer braunte, und der Kaffeetisch war inmitten des Saales servirt.

Man hatte eben Platz genommen, als Justizrath Turgany gemeldet wurde. „Sehr willkommen,“ sagte Drosselstein, und der Angeredete trat ein.

#### II. Der Plan auf Frankfurt.

Nachdem Turgany mit Gress und Hirschfeldt bekannt gemacht worden war und Platz genommen hatte, fragte Drosselstein: „Und nun, Turgany, was verschafft uns die Freude, Sie hier zu sehen? Ich bin Erfahrungsmann genug, um Ihnen irgend etwas von Geschäfte von der Sten zu lesen.“

„Nun denn,“ begann Turgany, „was mir zu sagen obliegt, ist kurz das: Wir haben seit drei Tagen den französischen General Girard in unserer Stadt, von der Armee des Reichskönigs, mit ihm zwei schwache Regimenter, keine zweitausend Mann.“

„Kriegskasse?“ fragte Bamme.

„Nein, aber fünfzig Kanonen, bronzene Acht- und Zwölfpfünder. Und auch das ist nicht zu verachten. Die Tage sind vor der Thür, wo wir sie werden brauchen können, brauchen in der richtigen Direction, das heißt mit Front gegen Westen. Der „Aufzug“ verschweigt es, aber man muß zwischen den Zeilen lesen.“

Berndt und Bamme wechselten Blicke des Einverständnisses; Turgany fuhr fort:

„Also zweitausend Mann und fünfzig Kanonen. Es fragt sich, ob die Mittel da sind, einen Ueberfall gegen diese feindlichen Streitkräfte zu wagen. Auf die Frankfurter Bürgerwehr, oder doch auf einen starken Bruchtheil derselben ist mit Sicherheit zu rechnen. Im Namen dieser Bürgerwehr bin ich hier. Dhegraven, der an der Spitze steht, ist entschlossen, mit zwölf Mann alten Soldaten, die sich freiwillig gemeldet haben, den General Girard gefangen zu nehmen. Zugleich Stab und Adjutantur des Generals. Was die Besatzung angeht, so befindet sie sich in der Dammvorstadt, an der andern Seite der Ober. Alles liegt also daran, die Verbindung zwischen haben und drüben zu stören. Das Aufheisen des Flusses hat zu beiden Seiten der Brücke bereits begonnen; diese selbst wird geopfert werden, wenn es die Umstände fordern. Hier haben Sie, was unfererseits geboten werden kann.“

Der Justizrath schwieg einen Augenblick. Dann fuhr er fort: „Lassen Sie mich noch ein paar Worte hinzusetzen. Unsere Landsturmkräfte reichen mutmaßlich für das Unternehmen aus, sie werden aber sicher ausreichen, wenn die Russen, die nur drei Meilen von Frankfurt stehen, ihre Mitwirkung zusagen. Diese Mitwirkung würde sich auf einen bloßen Scheinangriff gegen die Dammvorstadt zu beschränken haben und nur den Zweck verfolgen, die jenseits liegenden zweitausend Mann von einem Uebergangsversuche auf das diesseitige Flußufer abzuhalten. Ich war angewiesen, alles dies, behufs weiterer Veranlassung, zur Kenntniß unseres nächsten Nachbarn, des Herrn Grafen Drosselstein zu bringen; ein glücklicher Zufall aber hat es gefügt, daß ich dem Herrn General selbst (und hierbei ver-

neigte er sich gegen Bamme) ein Bild der Sachlage geben konnte.“

„Alles war sehr ernst geworden; jeder erschraf, und selbst in Berndt und Bamme beschobte sich das Gefühl einer schweren und gefährvollen Verantwortung mit ihrer Freude darüber, daß nun endlich die Stunde gekommen sei. Nach einer Weile sagte Bamme: „Hirschfeldt, Sie haben mehr Krieg gesehen als ich, was antworten wir?“

Hirschfeldt zuckte leise die Achseln und begleitete dies Achselzucken mit einer Handbewegung, die so gut Zustimmung wie Ablehnung ausdrücken konnte. Der alte General gewann dabei seine gute Laune wieder und sagte: „So weit bin ich gerade auch: halber Weg zwischen ja und nein. Ihre spanische Kriegsführung, so viel ich davon weiß (leider wenig genug), ist eine lange Kette von Beschleichen und Ueberrumpelungen gewesen. Ich wette, daß Sie dergleichen zu Duzenden hinter sich haben. Sie müssen also davon wissen. Was halten Sie von Ueberfällen einer feindlichen Stadt? Denn als solche, verzeihen Sie, Justizrath, müssen wir Ihr loyales Frankfurt um seiner feindlichen Besatzung willen vorläufig ansehen.“

„Was ich zu sagen habe,“ nahm jetzt Hirschfeldt das Wort, „ist kurz das. Alles hängt, die russische Mitwirkung als sicher angenommen, von der Beschaffenheit eben dieser feindlichen Besatzung ab; ist es eine gute Truppe, so geht es schlecht, ist es eine schlechte Truppe, so geht es gut.“

„Dann wird es gut gehen,“ warf jetzt Bienenwisch dazwischen. „Wir dürfen diesen Vogel nicht wieder aus den Händen lassen, auch nicht auf die Gefahr hin, daß er uns ernstlich fragt und beißt. Aber er wird es nicht. Es sind Aukera, diese Regimenter, wie die hundert Mann, die wir in Guise hatten. Ein Hurrah, und sie warfen die Gewehre weg. Also mit gutem Muthe vorwärts. Oder sollen wir uns niedriger veranschlagen als diese zwanzig Kosaken sammt ihrem Tottenborn! Ich für meine Person acceptire den Plan, und antworte mit einem bedingungslosen: „ja.““

Alles stimmte bei; selbst Renate wurde für einen Augenblick von dem kriegerischen Geistesphres Hames erfaßt. „Ja, ja,“ klangen die Stimmen durcheinander. Endlich legte sich die Aufregung, und nachdem Drosselstein sein Versprechen wiederholt und seinen Besuch im russischen Hauptquartier auf den andern Vormittag festgesetzt hatte, erklärten sich Berndt und Bamme bereit, unmittelbar nach Rückkehr des Grafen eine Rekognoszierungsfahrt nach Frankfurt antreten zu wollen. Bei Gelegenheit dieser Fahrt sollten dann mit Dhegraven alle weiteren Verabredungen zu prompter gemeinschaftlicher Aktion, an der übrigens Turgany persönlich nicht theilnehmen zu wollen erklärte, getroffen werden.

Die Stimmung zu scherzhaftem Geplauder ließ sich nicht wiederfinden; so wurde zu verhältnismäßig früher Stunde angebrochen. Erst fuhr der Schlitten vor; zehn Minuten später hoben sich auch die Reiter in ihre Sättel. Der Thauwind, der während der Nachmittagsstunden geweht, hatte nachgelassen, und es zog eine scharfe Luft von Osten her; der Himmel klärte sich wieder und die Sterne traten immer blißender hervor.

Bamme ritt zwischen Berndt und Tubal. Es ging im Schritt, und der Sattelkammer hatte Mühe, sich mit den beiden andern Reitern en ligne zu halten. Ein jeder hing seinen Betrachtungen nach; endlich sagte Bamme: „Wer ist dieser Dhegraven?“

„Ein Convector,“ antwortete Berndt. „Etwas steif und pedantisch, aber energisch und muthig von Natur. Und hätte er diesen Muth nicht angeboren, so würd' er ihn aus seiner Begeisterung schöpfen. Ein Mann von Ehre.“

„Sonderbar,“ sagte Bamme. „Zu meiner Zeit waren die Conectors anders. Wir hingen ihnen einen Papierjosef an, oder bemalten ihnen den Rücken, und ich entfinne mich nicht, daß es von irgend einem geheißten hätte: er sei ein Mann von Ehre.“

Der Alte schwieg eine Weile, schien aber seinen Gedanken im Stillen weitergesponnen zu haben, als er fortfuhr: „Ihre Schwester, die Gräfin, liebte von solchen Dingen zu sprechen. „Das ist der Wind, der von Westen her weht,“ sagte sie dann,



und sah verdrießlich vor sich hin, weil sie nicht recht wusste, ob sie weinen oder lachen sollte. Es war französisch, das war das Gute daran, aber das Aufkommen der Noture störte sie wieder. Ich für mein Theil habe nichts gegen die Noture. Kann mir nicht helfen, mir ist der Mensch die Hauptsache, war es mir immer, und ist dieser ganz allgemeine homo, von dem ich als guter Lateiner wohl sprechen darf, wirklich um einen Kopf gewachsen, seitdem sie drüben dem armen König um eben so viel kürzer gemacht haben, so scheint mir die Sache nicht zu theuer bezahlt. Le jeu vaut la chandelle. Auch eine Unser Reminiscenz. Ach, Bihewitz, das dümmste sind doch die Vorurtheile. Wie gefiel Ihnen Drosselstein, als er heute wieder das ostpreussische Register zog?"

„Und noch dazu an falscher Stelle,“ lachte Berndt. „Ich habe zufällig in Erfahrung gebracht, von wem der Ausruf geschrieben wurde. Staatsrath Hippel. Ostpreussisches par sang. Aber ich wollte Drosselstein die Beschämung ersparen. In unseren Schwächen sind wir am empfindlichsten, Sie, ich, jeder. Seien wir froh, daß wir ihn haben; er ist doch der vornehmste Mann unseres Kreises und tout-à-fait ein Edelmann. Die meisten heißen bloß so; er hat den Vorzug einer zu sein.“

Bamme stimmte bei; damit brachen sie das Gespräch ab, und sehten ihre Pferde in Trab.

In Hohen-Vieh angekommen, hatten alle das Bedürfnis nach Ruhe; sie zogen sich zurück, unter den ersten Dirschfeldt und Tubal, die dasselbe Zimmer inne hatten. Sie plauderten noch eine kleine Weile, dann wurde Dirschfeldt still. Er schlief. Nur Tubal wachte noch.

Allerlei Gedanken gingen ihm durch den Kopf, deren er nicht Herr werden konnte.

„Bin ich verlobt?“ fragte er sich, als er endlich das Licht gelöscht hatte. „Ich glaube ja. Da müßte ich ja glücklich sein. Und bin ich es? O gewiß, ich bin es, ich bin glücklich. Aber nicht glücklich genug; ich müßte sonst jubeln, und nichts hören und sehen als sie. Und seh' ich sie? Sonderbar, ich habe kein deutliches Bild von ihr. Kaum ein Bild überhaupt. . . . Und doch lieb' ich sie. „Wer liebte sie nicht!“ sagte die Taute. . . . Ach, Glück, Glück. Hab' ich Dich? Und ich frage noch. . . . Undankbarer, der ich bin!“

So sann er weiter. Immer schattenhafter zogen die Bilder an ihm vorüber, bis auch er entschlief. (Fortsetzung folgt.)

## Am Familientische.

### Zur Geschichte des Rechenmeisters Adam Riese.

In Nr. 31 dieses Blattes findet sich ein Aufsatz über den berühmten alten Rechenmeister Adam Riese oder Ries, wie er sich eigentlich schrieb, welcher in biographischer Hinsicht einiger Berichtigungen bedarf.

Nicht zu Staffelnstein in Franken, wie dort und im Brodhans'iden Konversationslexikon behauptet wird, ist Ries geboren, sondern als der Sohn eines armen Bergmanns am 12. April 1492 in der Bergstadt Zwidau im sächsischen Erzgebirge, wie dies die sächs. Kirchengalerie, Bd. VIII, S. 99 (Dresden 1842) Art. Zwidau und Bierens Univ.-Lexikon nachweist. Er wählte den Stand seines Vaters und diente bis 1507 als Karrenjunge in Eibenrod. Im Jahre 1517 zog ihn sein Dang zur Mathematik nach Wittenberg, wo er dieselbe zwei Jahre lang studirte. Was seinen nachherigen angeblichen Aufenthalt in Erfurt und seine spätere Anstellung zu St. Andreasberg auf dem Harz betrifft, so wollen wir dies nicht bestreiten. Daß er aber schon 1533 sich in Annaberg aufhielt, wo damals der Silberbergbau blühte, ergibt sich aus der Dedication einer in der Zwidauer Mathsbibliothek vorhandenen, wenig oder gar nicht bekannten Druckchrift in 4<sup>o</sup> und tabellarischer Form, welche unter dem Titel „Ein gerechnet Büchlein auff den Scheffel, Eimer und Pfundgewicht, zu Ehren einem Erbaren Weisen Rath auff St. Annenberg, durch Adam Riesen 1533; gedruckt zu Leipzig durch Melchior Lotter und vollendet am Abend des neuen Jars 1536“ erschienen ist. Und daß er sich vielleicht in Folge seiner Theilnahme am erwähnten Silberbergbau in guten Verhältnissen befand, bezeugt der Umstand, daß er bereits 1539 ein eine halbe Stunde nördlich von Annaberg gelegenes Landgut kaufen konnte, welches nach ihm noch heute die Riesenburg heißt und zur Communität gehört. Im Jahre 1542 wurde er als Bergschreiber dem Annaberger Bergamt angeheft und ist als solcher am 30. März 1559 in einem Alter von 67 Jahren gestorben.

Von seinem berühmten sprichwörtlich gewordenen Rechenbuche, dessen eigenhändiges Manuscript noch gegenwärtig die Marienberger Kirchenbibliothek verwahrt, ist die erste Ausgabe 1525 zu Erfurt in Druck erschienen, und später bei seinen Lebzeiten zweimal, als 1535 zu Frankfurt und 1550 zu Leipzig neu aufgelegt worden, nach seinem Tode aber 1561 und 1611 zu Leipzig, sowie 1629 zu Nürnberg und noch öfter. Die beiden Leipziger Oktavausgaben von 1561 (gedruckt in der churfürstlichen Stadt Leipzig durch Hans Khambar) und von 1611 (Leipzig, typis Boerwaldinis, gedruckt durch Jakob Popporeich) finden sich in der Zwidauer Mathsbibliothek und führen den Titel: „Rechnung auff der linien und federn in zal, maß und gewicht auff allerley Handrüng gemacht durch Adam Riesen“. Beide sind gleich der Ausgabe von 1550 mit dem Brustbilde des Verfassers in Holzdruck als Titelvignette verziert, mit der Umschrift: „Adam Riese seines Alters im LVIII. Jar. Anno 1550“, also nicht „im LVI. Jahr“, wie es auf dem reproduzierten Titelblatt der 1550er Ausgabe in Nr. 31 dieses Blattes heißt. Ein eigenhändiges Manuscript des Adam Ries findet sich auch im Zwidauer Rathsbarchiv, nämlich eine sogenannte „Satzungstafel“, welche der Zwidauer Stadtrath, als er im Jahre 1553 eine neue Bad- und Mühlenordnung einführte, durch den zu diesem Zweck eigens von Annaberg nach Zwidau verschriebenen berühmten Rechenmeister anfertigen ließ. Sie ist 28 Blatt stark in Folio, sehr leserlich geschrieben, und hat bis in die 1820er Jahre zur Grundlage der Zwidauer Brettsatzung gedient. Zu bemerken ist noch, daß sich auch

seine drei Söhne Abraham, Isaac und Jakob Riese als arithmetische Schriftsteller ausgezeichnet haben.

Zwidau.

Dr. E. Herzog.

### Künstliche Edelsteine.

Wenn auch bis auf den heutigen Tag noch keine einigermaßen begründete Hoffnung vorliegt, den Kohlenstoff als Diamant zu krystallisieren und somit den König der Edelsteine künstlich herzustellen, ist es doch den Chemikern gelungen, die wertvollsten Rubine Rubin und Saphir berast aus ihrem Schmelzriegel hervorzugehen zu lassen, daß die Erzeugnisse der Kunst mit denen der Natur in jeder Beziehung übereinstimmen. Der tiefblaue Saphir, ebenso wohl wie der rothschöne Rubin, sind, wie die chemische Analyse dargehen hat, nichts anderes als krystallisierte Thonerde, für die kein Gehalt an Chrom die rothe, eine Spur von Kobalt und Chrom die blaue Farbe verleiht, während reine krystallisierte Thonerde ohne die Beimischung färbender Metalloxyde als sogenannter edler Korund dem Diamant an Härte und Glanz von allen übrigen Edelsteinen am nächsten steht. Da nun die Thonerde der chemischen Behandlung nicht dieselbe Hartnäckigkeit entgegensetzt wie der Kohlenstoff, für den bis jetzt weder ein geeignetes Auflösungsmitel, noch eine Methode gefunden wurde, ihn diamantartig aus seinen Verbindungen abzuscheiden, so kam es nur auf die richtigen Versuche an, die Thonerde zur Krystallisation zu bringen. Den Franzosen Fremy und Feil gelang es nun, durch Zusammenmischen von Thon und Weizenige in großen Mengen und längerem Glühen der Masse in geeigneten Gefäßen nach dem Abkühlen prachtvoll krystallisierten farblosen Korund zu erhalten, und durch den Zusatz von doppeltchromsauren Kali oder Kobalt Rubine und Saphire zu erzielen. Die der Akademie zu Paris vorgelegten künstlichen Rubine und Saphire hatten insgesammt ein Gewicht von mehreren Mikrogrammen und zeigten alle Eigenschaften der natürlichen, sowohl was die Farbe, die Härte und Glanz, als spezifisches Gewicht und optisches Verhalten anbetraf.

Bei der Bearbeitung von Seiten der Steinmetzwerkzeuge wurden die genannten künstlichen Steine ebenso hart gefunden wie die natürlichen und oft selbst härter; sie griffen die besten Schleifsteine von gehärtetem Stahl an. Erhitzt man einen echten kleinen Rubinkristall zum Glühen, so wird er beim Erkalten farblos, dann aber färbt er sich nach und nach grün und erlangt darauf seine ursprüngliche rothe Farbe wieder. Ganz dasselbe Verhalten zeigen die künstlichen Rubine der Herren Fremy und Feil. Dem Uhrmacher wird diese Erfindung willkommen sein, da sie ihm die harten Steine, deren er zu den Uhrentagern bedarf, billiger liefert als bisher, und auch die Juwelierkunst dürfte über kurz oder lang sich der Edelsteine bedienen, welche die Natur nur sparsam darbietet, der Schmelzriegel des Chemikers jedoch in erwünschten Quantitäten zu liefern vermag.

St—e.

Inhalt: Erkämpft. Fortsetzung.) Novelle von R. Brand. — Bilder aus den Seidenen IV. Von A. Erard. — Am Eiskoch. Von Chr. Schwarzlopf. — Zu dem Bilde: Die Fischotter im Teller. Von F. Specht. — Die Einwandler Palastinas. Von Hermann Weser. — Vor dem Sturm. (Fortsetzung.) Historischer Roman von Theodor Fontane. — Interessante Vergleiche. Originalzeichnung von W. Hasemann. — Am Familientische: Zur Geschichte des Rechenmeisters Adam Riese. Von Dr. E. Herzog in Zwidau. — Künstliche Edelsteine. Von St—e.



# Daheim-Beilage zu No. 43. 1878.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Die neuen Grenzen auf der Balkan-Halbinsel  
nach dem Berliner Frieden vom 13. Juli 1878.



Geographische Anstalt von Velhagen & Klasing in Leipzig.



In der Beilage zu Nr. 27 des Daheim gaben wir eine kartographische Uebersicht der Territorialentwicklung der Balkanhalbinsel vom Einbrüche der Türken in Europa herab bis zum Frieden von San Stefano, der am 3. März 1878 unterzeichnet wurde. Seitdem sind vier Monate über Europa dahingegangen. Der Einspruch Englands gegen den zwischen Rußen und Türken abgeschlossenen Frieden schien zu einem neuen Kriege führen zu wollen, der in einen Weltbrand ausarten konnte. Da waren es die Bemühungen des neutralen Deutschland, dessen Kanzler, als „ehrlücher Makler“ auftrat, welche zum Congresse in Berlin führten, auf dem die freitenden Parteien unter Beistand der europäischen Großmächte sich zu einer Neugestaltung der Balkanhalbinsel einigten, die in unserer heutigen Karte dargestellt ist.

Freilich erscheint auch diese Neugestaltung vom 13. Juli uns noch als eine provisorische, denn eine große Anzahl berechtigter nationaler Wünsche ist dabei unberücksichtigt geblieben; vor allem sind die Griechen leer ausgegangen und rein griechische Länder, wie Thessalien, Epirus und die Insel Kreta feuften fort unter dem Joche der Mohammedaner. Unter den gegebenen Umständen aber bietet der Berliner Frieden das Beste, was geschaffen werden konnte und für eine Reihe von Jahren werden die Karten die Eintheilung der Balkanhalbinsel zeigen, wie wir sie heute, (unter Vermittlung der amtlichen Karte Professor Heinrich Kiepert's) darstellen.

Zeit dem Wiener Congresse im Jahre 1815 hat kein europäischer Staatencongress so umgestaltend auf die Karte untrüb's Erdtheils eingewirkt wie der jetzt in Berlin geschlossene. So viel auch England für die Türkei thun möchte, dieser verrottete Staat mußte es sich dennoch gefallen lassen, daß aus seinem Leibe große Städte herausgeschnitten wurden, welche doch nur als Abschlagszahlungen zu betrachten sind; denn der unheilbare Krebsgeschaden, an dem das mohammedanische Reich leidet, wird weiter freisen und neue Amputationen werden dereinst von Nothen sein.

Serbien und Rumänien, die auf Kosten der Türkei jetzt vergrößert wurden, waren schon vor dem Kriege so gut wie unabhängig von der Pforte, doch ist die vollständige Selbständigkeit dieser beiden Staaten nun vom Congresse ausgesprochen worden und die letzten Zeichen ihrer Abhängigkeit, die Tributzahlung nach Konstantinopel und die Bestätigung ihrer Fürsten durch den Sultan, fällt jetzt fort. Rumänien hat an Rußland den Theil Besarabiens zurückgegeben, welcher ihm im Pariser Frieden 1856 zugesprochen wurde, um damals Rußland ganz von der Donaumündung abzuschieben. Dieser ganz von Rumänen bewohnte Landstrich umfaßt 154 Quadratkilometer mit 136,600 Bewohnern. Dafür empfängt es aber als Entschädigung die Dobrußda, etwa 250 Quadratkilometer mit 175,000 Einwohnern, letztere allerdings sehr gemischter Nationalität: Türken, Bulgaren, Deutsche u. s. w. Das neue unabhängige Rumänien wird nach diesen Zu- und Abrechnungen 2300 Quadratkilometer mit 5,112,000 Einwohnern umfassen.

Auch Serbien wird vergrößert, wenn auch nicht in ganz so großem Umfange wie durch den Frieden von San Stefano stipulirt worden war. Das Gebiet, welches ihm zuwächst, liegt im Südosten seiner bisherigen Besitzungen und hat keineswegs eine gleichmäßig serbische Bevölkerung, im Gegentheile Albanesen und Bulgaren machen in denselben die Mehrzahl aus und da nun Serbien in seinem alten Lande auch rumänische Einwohner zählt, so wird das neue selbständige Fürstenthum fernerhin zu den national gemischten Ländern zu rechnen sein. Serbien umfaßt 1876 788 Quadratkilometer mit 1,987,000 Einwohnern. Durch den ihm in Berlin zugesprochenen Landstrich wird es auf 930 Quadratkilometer mit 1,550,000 Einwohnern vergrößert. Es ist hierbei, wie bei den vorigen und den nachfolgenden Zahlen zu bemerken, daß dieselben nur annähernd richtig sein können; denn die Statistik liegt, wie alles, in der Türkei im Finnen und selbst die Behörden in Konstantinopel werden schwerlich angeben können, wie groß der Verlust ist, den ihr Land erleidet.

Auch Montenegro, das so brav gegen die Türkei gekämpft, wird im Norden sowohl als im Süden vergrößert, wenn auch nicht in dem Maße, wie die Russen es im Frieden von San Stefano vorschlugen, da Oesterreich im eigenen Interesse einer zu weit gehenden Vergrößerung Montenegros widerstrebt. Der kleine tapfere Staat widerstand Jahrhunderte lang mit zäher Ausdauer den unterjochenden Bestrebungen der Türken, die wohl unter großen Menschenverlusten mehr als einmal in die schwarzen Berge vordrangen, niemals aber dauernd die Thurnagorzen zu unterwerfen vermochten. Jetzt ist von der Pforte auch die Unabhängigkeit dieses dritten Staates anerkannt und derselbe, bisher 78 Quadratkilometer mit nur 170,000 Bewohnern zählend, wächst auf etwa 200 mit 280,000 Seelen an, darunter, im Süden, zahlreiche Albanesen. Vor allem ist für Montenegro von großer Wichtigkeit, daß ihm Antivari und seine Seehäfen zugesprochen wurden, wenn auch unter einschränkenden Bedingungen. Es darf dort kein Kriegsschiff befehlen, die See- und Hafenpolizei aber Oesterreich aus, welches auch den Handelschiffen Montenegros consularischen Schutz gewährt. Montenegro übernimmt außerdem einen Theil der türkischen Staatsschuld, welcher dem Gebiete entspricht, das ihm durch den Berliner Frieden zugesprochen wurde. Eine gleiche Bedingung ist Serbien auferlegt worden, während Rumänien davon frei blieb, weil es Besarabien an Rußland abtrat.

Da Rumänien, Serbien und Montenegro mehr oder minder halbwegs freie Staaten sind, so wurden ihnen noch einige Vorbehalten über die innere Verwaltung, über die Freiheit des Cultus aller Religionen u. s. w. auferlegt. Das konnte natürlich nicht der Fall sein bei den beiden Provinzen der Türkei, welche in Besitz und Verwaltung einer großen civilisirten europäischen Rasse überliegen. Oesterreich-Ungarn erhält nämlich — und dies war ein überraschendes, nicht vorgeesehenes Ergebniß des Berliner Congresses — Bosnien und die Herzegowina (das Sanjak Novi-Bazar ausgenommen). Diese durchweg von Menschen serbischer Nationalität bewohnten Provinzen sind 1100 Quadratkilometer groß und haben 1 1/2 Millionen Einwohner, die, trotz der Einheit der Sprache und Abstammung, religiös stark geschieden sind, indem hier die Bege, die obere grundbesitzende Classe, dem Mohammedanismus angeschlossen haben, während die übrigen Bewohner theils dem griechisch-orthodoxen, theils dem römisch-katholischen Glauben anhängen. Ist auch noch nicht die Absicht ausgesprochen, daß Oesterreich für „einige Beiten“ Bosnien und die Herzegowina sein eigen nennen will, so wird es doch im Interesse seiner Politik hierzu gedrängt. Die Einrichtung und Verwaltung des unter der Türkenherrschaft ganz und gar verlotterten Landes wird ihm schwere Kosten verursachen und Jahresende darüber vergehen, ehe dort ein Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben geschaffen ist.

Das große Bulgarien, welches der Frieden von San Stefano decretirt hatte und das den ganzen Nordosten und ein gutes Stück der Mitte der alten Türkei umfaßte, sollte 3090 Quadratkilometer groß werden, auf denen aber vier Millionen Einwohner lebten. Davon ist freilich nur ein kleiner Theil übrig gelassen worden. Das jetzt geschaffene Bulgarien nimmt der Türkei gegenüber die Stellung ein, welche ehemals Serbien dieselbe gegenüber befaß. Es ist aus dem größten Theile der ehemaligen Donauvinde gebildet, zwischen Balkan und Donau, mit Ausnahme der an Rumänien getheilten Dobrußda. Sein Umfang mag 1200 Quadratkilometer mit 1 1/2 Millionen Einwohnern zählen, unter denen sich etwa 1/3 Mill. Türken befinden, während der Rest aus Bulgaren besteht. Dieses „autonome und tributpflichtige“ Fürstenthum steht unter der Suseränität des Sultans. Es erhält eine christliche Regierung und nationale Miliz. Sein Fürst wird in der alten bulgarischen Farnstadt Trnawa vom Volke erwählt, darf indessen keiner der großen europäischen Dynastien angehören. Es wird ein constitutionelles Regiment eingeführt, alle Religionen sind gebudet und das Fürstenthum zahlt der Pforte Tribut, übernimmt auch einen, der Größe seines Gebietes entsprechenden Theil der türkischen Staatsschuld.

Zu diesem unabhängigen und halbabhängigen Staatenschießlingen auf dem Boden der alten Türkei tritt nun noch eine Neuschöpfung hinzu, ein eigenständiges Zwitwergland, das vom Congresse auf den Namen Dst. Rumelien getauft wurde, ein staatliches Gebilde, das zwischen der Türkei und Bulgarien schwankt, wie es denn auch der geographischen Lage und dem ethnographischen Verhältnisse nach zwischen beiden die Mitte hält. Es ruhmien hat den Balkan bis ins Quellgebiet der Maritsa und zum nördlichen Despoto-Gebirge. Seine Hauptstadt ist Philippopol. Der drückliche Gouverneur dieses Landes wird unter Zustimmung der Mächte auf fünf Jahre ernannt; einheimische Gendarmerie und Localmiliz erhalten die innere Ordnung aufrecht; türkische Truppen dürfen das Land nur durchziehen, irreguläre Aufschubands und Thesessien aber nicht einmal an den Grenzen nationirt werden; die Religionsfreiheit und Gleichheit ist Gesetz und auch das Budget ist nach Art der tributären Staaten geordnet. Nach ungefährer Schätzung umfaßt Dstrumelien 900 Quadratkilometer mit etwa einer Million Einwohner. Die europäische Türkei umfaßt ohne Kreta an unmittelbaren Besitzungen — also auch ohne Serbien und Rumänien — vor dem Berliner Frieden im Ganzen 6488 Quadratkilometer mit 9,100,000 Einwohnern. Diese Summen ergeben wenigstens die besten Berechnungen und Schätzungen, welche unter den gegenwärtigen Verhältnissen immer noch fehlerhaft genug sind. Die neuen Staatenbildungen umfassen gegenwärtig:

Rumänien	2300 Q.-Meilen	5,112,000 Einw.
Serbien	930 „	1,550,000 „
Montenegro	200 „	280,000 „
Bulgarien	1200 „	1,500,000 „
Dst.-Rumelien	900 „	1,000,000 „

Die Verluste, welche die Türkei erleidet betragen:

an Rumänien	154 Q.-Meilen	mit	136,600 Einw.
an Serbien	147 „	„	183,000 „
an Montenegro	122 „	„	110,000 „
an Bulgarien	1200 „	„	1,500,000 „
an Dst.-Rumelien	900 „	„	1,000,000 „
an Oesterreich	1100 „	„	1,500,000 „
Verlust	3623 „	„	4,429,600

Somit ist die alte Türkei jetzt auf 2860 Quadratkilometer mit 4,670,400 Einwohnern oder auf die Hälfte reducirt worden. Spätere genaue Berechnungen werden diese nur annähernden, vorläufigen Zahlen noch wesentlich ändern.

Bis Freitag Abend  
in täglich erscheinende Inserate finden  
Aufnahme in die acht Tage darauf  
erscheinende Nummer.

# Daheim-Anzeiger.

(XIV, No. 43. Beilage zur Wochenausgabe. Ausgegeben am 27. Juli 1878, geschlossen am 20. Juli 1878.)

## Praktische Gegenstände!

1 prächtig schöne Tafeldecke, 6 Stk gut weisse Käsewäcker, 3 Paar prachtvolle Manschetten, 1 Wascilur Manschetten u. Kragenschnur, 1 reizendes Herren-Geschenk, 1 weisses feines Damensäck, 12 Stk. reizende Damenschuhe, 1 reizendste Damenstrümpfe mit Kap, 1 reizendste Herrenstrümpfe mit Kap, 4100 gefaltete Wische. Alle diese Gegenstände sollen incl. Verpackung zusammen nur 6 Mark und sende dieselben franco gegen Beifügung oder Einleitung des Betrages. [3891] Max Levi, Dresden, Wallstr. 5a.

## Dr. Martin Luther's Passional Christi und Antichristl.

Mit 26 Bildern in Holzschnitt von  
Lucas Cranach dem Ältern.  
„Die Welt ist kein Ort, sondern ein Zustand.“  
Die sagt sich tragen der Satz geschmückt.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.  
Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr in Leipzig.  
Gegen Einleitung von H. 1. — in Briefmarken Franco 2 Guldenung. [3895]

Inserationspreis  
für die vierzeiligen Nonpareilsetze  
ober deren Raum  
60 Pf.

## Die Leinenfabrik von D. Baß

in Borna, Bf., verleiht auch detail zu  
Bekleidungs-Unter-Garantie; seinen, Eide  
u. Bettzeuge u. Schürze Meter von 21 Pf.,  
Halbmetre 24 Pf., f. r. reinen 69 Pf., Dama  
60 Pf., r. Tischlächer 1 R., gr. reine Dama  
französischer 30. 1, 75. 1 weis u. 6 Born  
No. 4, 50. 1 best. in r. rein. Dama 30. 9, 75.  
r. l. Tischlächer 2. 2 R. p. 7 Pf., an. gekl.  
Damastr. 2 Pf. 30. 5, 20. best. Servietten 2 Pf.  
No. 4 an bis zu den besten Qualitäten, Preis  
sollen franko. Nichtentwendende Waren nehmen  
zurück. [3886]